

Illustrirte

# Frauen-Zeitung.

Nr. 33.

Wöchentlich eine Nummer.  
Dorteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 11. August 1889.

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.



Zu „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Richelt.  
Siehe Seite 110.

## Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Viller.

(Fortsetzung.)

**D**octor Urner entzog sich schon längere Zeit der Unterhaltung, drehte Brotkrümchen und blidte zerstreut umher.

„Theobald wird einen Toast ausbringen,“ flüsterte Frau von Asmus ihrer Nachbarin zu. Da kam ihm ganz unerwartet der Amtsrichter zuvor, klopfte an sein Glas und erhob sich mit Würde.

„Hab's meinem Alten längst angesehen, daß er eine Rede auf dem Herzen hat,“ betamte leise der Freiwillige seiner Nachbarin. „Meine Herrschaften,“ begann der Amtsrichter, „ich setze voraus, daß Sie Alle mit mir übereinstimmen, unser hochverehrtes Geburts-

tagskind leben zu lassen und eine oftmalige Wiederkehr dieses frohen Tages zu wünschen . . ."

"Hoch! hoch! Er lebe hoch!" tönte es von allen Seiten, und die Gläser klangen. Sinchen sprang auf und umarmte ihren Papa. Frau Josephine nickte ihm herzlich zu und hoffte auf Erwiderung; doch schien Herr Nolte in dem allgemeinen Tumult nichts zu bemerken.

Der Amtsrichter war stehen geblieben, und sobald der Sturm vorübergebraust war, erhob er abermals seine Stimme: "Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einige Worte zu Ihnen zu sprechen, meine Damen und Herren; vornehmlich wünsche ich mit meinem Freunde Nolte zu reden. Ich bin Ihnen heute schweigend erschienen. Ich war schweigend, weil ich nachdachte; die wichtigsten Fragen des Volkswohles haben mich beschäftigt . . ."

"Hört! hört!"  
"Die Klagen über die Zunahme des Proletariates werden verstummen, die Social-Demokratie wird so zu sagen aus Mangel an Beschäftigung eingehen . . ."

"Hört! hört!"  
"Ich wiederhole, sie würde eingehen, wenn ein Jeder von uns seine Pflicht thäte, wie ich voraussetze, daß mein Freund Nolte seine Pflicht thun wird, sobald er nur weiß, was seine Pflicht verlangt . . ."

"Bin sehr begierig, es zu erfahren."  
"Das soll nicht etwa eine Beleidigung sein —"  
Fürchtbares Gebrüll aus dem Eck-Perron, wo die Alysche Nachkommenschaft dirrte, unterbrach den Redner. Frau Alys stürzte hinaus, begleitet von wüthenden Blicken und Kopfschütteln ihres Herrn Gemahls.

Nach einigem Räuspern fuhr der Amtsrichter fort: "Ein Landsitz, meine Herrschaften, legt dem Eigentümer in der heutigen Zeit schwerwiegende Verpflichtungen auf; er ist durchaus nicht geschaffen, um sich des Lebens zu freuen, um Gäste zu laden und", — mit einem Compliment nach Sinchen, — "dieselben vorzüglich zu tractiren, nein, ein Landsitz ist nach den Anforderungen der modernen Cultur eine Stätte der Arbeit und der Anstrengung . . ."

"Hört! hört!"  
"Bis jetzt, ich muß es zu meinem tiefsten Bedauern bekennen, ist Villa Josephine kein national-ökonomischer Mittelpunkt der Cultur; ich habe mit Schrecken gesehen, daß nicht die geringste Anlage auf dieses erhabene Ziel hindeutet. Ich frage mich: sollst Du schweigen? Aber nach reiflicher Ueberlegung bin ich zu dem Entschlusse gelangt, zu reden. Ich gehorche der Stimme der Pflicht, und mein Freund Nolte wird auch der Stimme der Pflicht gehorchen."

"Was soll ich denn thun?" wagte Herr Nolte einzuschalten.

"Im Kleinen durch zweckmäßige Anlagen und weise Ausbeutung der Natur Großes wirken. Das ist es, was ich jedem Grundbesitzer, — er mag nun ein Gärtchen oder ein Rittergut sein eigen nennen, — predige."

"Na, so legen Sie doch endlich los," rief Herr Alys ungeduldig.

"Ich komme sofort auf die wichtigen Punkte, Herr Rechtsanwalt; es ist durchaus nicht nothwendig, daß Sie mich ermahnen. Ich werde Alles, was ich noch zu sagen habe, gewissermaßen in Schlagworten zusammenfassen, und ich bin überzeugt, daß mein Freund Nolte, sobald er nur weiß, worin seine Verpflichtungen bestehen, nähere Aufschlüsse verlangen wird. Er wird mich stets bereit finden, ihm mit Rath und That beizustehen. Also vernehmen Sie," — der Amtsrichter schrie jetzt mit Stentorstimme: — "Hühnerzucht, Taubenzucht, Kaninchenzucht, Bienezucht, Seidenraupen-Zucht!"

"Um's Himmelswillen, ist hier eine Volks-Versammlung?" ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, und in der geöffneten Thür zeigten sich den erhaunten Blicken Freund German, Tante Therese und ihre drei Töchter.

In dem allgemeinen Aufstande, der nun erfolgte, hörte man Freund German's Ruf: "Hoho! Große Geburtstags-Fete mit Toasten und Champagner!"

"Ohne Champagner, mein gutes Herrchen," krächte Nullmeyer dazwischen.

"Also ohne Champagner. Warum sind wir nicht dazu geladen worden, Freund Nolte?"

"Wir sind Sie ja auch nicht geladen worden, hören Sie; wir sind Sie freiwillig gekommen, Herr German, nur ein Bißchen mehr in der Frühe dieses frohen Tages."

"Na, Fritz, lasse Dir zu Deinem Geburtstage gratuliren," rief Tante Therese und umarmte und küßte Herrn Nolte als Vetter ganz ungenirt.

Und, — so sonderbar ist das menschliche Herz, — Frau Josephine bekam nicht den gewohnten Stich dabei. Die Entfremdung von ihrem Gatten schmerzte tiefer, als die Eifersucht, welche sie selbst als grundlos erkannte hatte.

Allmählig legte sich der Tumult der Begrüßung, und

die aus einander gesprengte Gesellschaft fand sich in verschiedene Gruppen wieder zusammen. Die älteren Damen in Frau Josephine's Zimmer, die Herren rauchend auf dem Eck-Perron, die jüngere Gesellschaft auf der Veranda. In den hintersten Theil des Gartens wurden die jungen Alys verbannt.

Frau von Asmus sträubte sich gegen eine Trennung der Gesellschaft und behauptete: "Vor uns Damen lohnt sich's nicht. Theobald ist ein Dichter, und ein Dichter braucht Publicum; ältere Damen, — ich darf uns wohl ältere Damen nennen, — repräsentiren aber kein Publicum."

"Was soll denn vorgehen?" erkundigte sich Frau Therese.

"Dr. Urner will so freundlich sein, uns mit seinem neuesten Lustspiele bekannt zu machen," erklärte Frau Josephine in einem Tone, als ob sie den Tod Dr. Urners meldete.

"Ich werde die Herren citiren," meinte Frau von Asmus entschlossen. "Sie können mit dem Rauchen noch warten."

"Liebe Frau von Asmus, ich glaube, es wäre besser, wenn wir uns den Genuß auf ein anderes Mal versparten," versetzte Frau Therese entschlossen. "Ein Dichter braucht vor allen Dingen eine empfängliche Stimmung; aber wo bekommen wir in dieser Hitze und zu dieser Stunde eine empfängliche Stimmung her?"

"Dann werden die Damen sehen, daß es heute überhaupt nicht zu der Vorlesung kommt." Und nachdem Frau von Asmus diese Worte wie eine Prophezeiung im tiefsten Alt von sich gegeben, nahm sie eine Tasse Kaffee aus Frau Josephine's Hand und versank in düsteres Schweigen.

"Gott sei Dank, wenn's nicht dazu kommt," flüsterte Frau Therese ihrer Cousine in's Ohr.

"Am meisten wundert es mich, Freund Nolte," sagte Herr Nullmeyer auf dem Eck-Perron, "daß in Ihrem Brunnen noch Wasser ist, und daß Sie bei so 'nem riesigen Kaffee-Consumme die gebrannten Bohnen nicht ausgehen. Und sehen Sie, hören Sie, das muß Sie Ihr Feind lassen, Bliemchen-Kaffee haben Sie uns nicht vorgezeigt . . ."

Herr Nolte lächelte matt; er war auf dem Punkte der Erschlaffung, wo man nur noch matt lächeln kann. Nach dem Essen war er gewohnt, sich in seine "Höhle", wie er sein Zimmer nannte, zurückzuziehen; aber selbst dieses unschuldige Vergnügen sollte ihm an seinem Geburtstag nicht vergönnt werden. Statt dessen mußte er hören, wie ihn der Amtsrichter mit seinen Pflichten näher bekannt machte.

Alys war im Augenblicke verstummt; mächtige Rauchwolken ausstossend, las er die Parlaments-Verhandlungen in der "Frankfurter Zeitung" und sammelte Stoff zu einem fulminanten Angriffe auf Bismarck. Nullmeyer aber nahm sich seines Freundes Nolte tapfer an. "Ja, mein werther Herr Amtsrichter, darin stimme ich Sie ja vollständig bei." Und hier wendete er sich an seinen Freund Nolte: "Das kann Sie nun nichts mehr helfen, mein Guter, es ist Sie Ihre Pflicht, daß Sie sich von den Hähnen aus Ihrem besten Schlafe schreien lassen. Und gegen die Hühner, die Sie Ihre Blumenbeete zerstören, und die Tauben, die Sie Ihre frisch gelegten Erbsen aussharren, dürfen Sie nicht etwa schimpfen! Das müssen Sie dulden; das bringen Sie zu Ihren Verpflichtungen mit. Und wenn Fräulein Sinchen von einer Biene gestochen wird, soll sie bei Leibe nicht schreien, — das gehört Sie zur National-Ökonomie, — Ihre Zeit aber gehört Sie hauptsächlich den englischen Kaninchen und den Seidenraupen und nicht mehr Ihrer lieben Frau. Was Sie die Karnickel anbelangt, so sind sie immer hungrig; aber gegen die Gefräßigkeit der Seidenwürmer sind sie enthaltsame Thierchen. Fünfmal am Tage müssen Sie das Ungeziefer mit frischen Blättern füttern, und dann kann Sie's auch noch passieren, daß Sie das heimtückische Gewürm aus Bosheit crepirt . . ."

Der Amtsrichter lachte herzlich; Herr Nolte lächelte immer matter.

"Da ist Sie nichts zu lachen, meine Herren," fuhr Nullmeyer ernsthaft fort. "Bis jetzt war Sie keine national-ökonomische Vernachlässigung mit der Unwissenheit von meinem Freunde Nolte zu entschuldigen. Wenn einem Menschen das ahnungsvolle Genie für das Wohl der arbeitenden Menschheit abgeht, — was der Herr Rechtsanwalt in so hohem Grade besitzt . . ." hier guckte Herr Alys grimmig aus seiner Zeitung auf. "Besten Dank," rief er und versenkte sich abermals in eine Richter'sche Rede.

"Nun bin ich Sie in meinem schönen Sage, weil er Sie ein Bißchen zu lang gerathen war, durch Herrn Alys's Dankbarkeit stecken geblieben; aber das will ich Sie nur sagen, Nolte, wenn Sie nicht ein ganz pflichtvergessenes Individuum sind, müssen Sie sich der National-Ökonomie in die Arme werfen oder Ihre Villa verkaufen. Ausruhen, Rosenpflügen und Gäste

einladen, sowie uneingeladene bewirthen, das ist Sie für den modernen Menschen ein Verbrechen. Merken Sie sich das."

"Fritz, könntest Du einen Augenblick heraustrimmen?" fragte Frau Josephine und guckte zur Thür heraus.

Das war die alte, liebe Stimme, die er seit einer Woche nicht mehr gehört hatte; aber Herr Nolte traute diesem Friedenszeichen noch nicht, erhob sich langsam und fragte drinnen mit der angenommenen Strenge in seinem Blicke:

"Was wünschst Du von mir?"

"O, ich wünsche gar nichts; ich wollte Dir nur eine Gelegenheit geben, zu entfliehen, denn ich habe Dir's ja längst angesehen, daß Du in Deine "Höhle" schlüpfen möchtest."

"Unmöglich! Das wäre eine zu große Unhöflichkeit," rief Herr Nolte barsch.

"Mache doch keinen Lärm; so lange kannst Du's nicht aushalten." Sie ergriff seine Hand; er wurde schwach und ließ sich fortführen.

"Du mußt es ja aushalten." Seine Stimme klang sehr viel sanfter.

"Ach, mir macht's nichts aus, aber Du darfst uns nicht krank werden." Sie öffnete die Thür zur "Höhle".

"Also Du meinst wirklich?" Da war er schon hinter der zufallenden Thür. Er fand das Zimmer verdunkelt, wie er es liebte; da stand auch der neue, gestickte Lehnstuhl, daneben das gemalte Tischchen und ein frisch angelauenes Glas Wasser darauf, zugleich ein gefaltetes Foulard-Tuch, mit dem er beim Nachmittags-schlafchen gern das Gesicht bedeckte. Seine Frau hatte trotz der Aufregung und Unruhe mit liebender Hand für seine Bedürfnisse gesorgt.

Während er sich behaglich auf dem Lehnstuhle ausstreckte, fühlte er, wie der Groll aus seinem Herzen entwich; dagegen wurde der Wunsch, alle seine Gäste aus dem Hause zu werfen, immer lebhafter. Sobald er jedoch das Foulard über sein Gesicht gebreitet, nahm er sich vor, diese friedliche Stunde nicht durch gerechten Zorn zu trüben, sondern möglichst wenig auf den von draußen eindringenden Lärm und das ferne Gebrüll der jungen Alys's zu achten. Seine Seele leistete auch nur gedungenen Widerstand, und er war eben im Begriffe, in angenehme Bewußtlosigkeit zu versinken, als ein Geräusch ihn zu voller Klarheit aufschreckte; er riß das Tuch von seinem Gesichte und starrte Herrn Dr. Urner an.

"Sollte ich stören, verehrter Herr Nolte, kann ich mich ja wieder zurückziehen," lispelte der Doctor und schritt dabei näher, mit der offenbaren Absicht, sich niederzulassen; diese Absicht führte er auch im nächsten Augenblicke aus.

"Durchaus nicht, — Sie stören durchaus nicht," murmelte Herr Nolte verlegen, als wäre ein Nachmittagschlafchen ein Verbrechen, und er ein ertappter Sünder.

"Sie erlauben, daß ich weiter rauche?" Der Doctor machte sich's auf einem zweiten Lehnstuhle bequem.

"Entweder will er Sinchen oder Geld," reflectirte der unglückliche Hausherr.

"Ich hatte mich gefreut, ein verständiges Wort mit Ihnen zu reden, Herr Nolte; aber Alys und Nullmeyer machen jede Unterhaltung zur Unmöglichkeit. Selbst meinen Toast habe ich nicht ausbringen können."

"Ob ich ihn gleich frage, was er verlangt, Sinchen oder Geld?" dachte Herr Nolte. "Sinchen kriegt er natürlich nicht; aber Geld würde ich ihm geben, wenn ich ihn damit los würde."

Indeß lispelte der Doctor weiter; ja im Verlaufe der Unterhaltung wurde seine Stimme sogar manchmal ganz vernehmlich. Wie vorauszusehen, sprach er sehr viel und Herr Nolte möglichst wenig. Die literarischen Zustände der Gegenwart waren ein dem Kaufmanne fremdes Gebiet; er hatte nicht, wie Dr. Urner, mit der Concurrenz der Damen zu kämpfen, wenn auch der Geschmack derselben ein wichtiger Factor in seinem Seidenwaaren-Geschäfte gewesen war.

"Gott sei Dank, Sinchen zeigt keine schriftstellerischen Anlagen," beruhigte Herr Nolte.

"Eine seltene und höchst schätzenswerthe Ausnahme," bestätigte der Schriftsteller.

Dann kam er auf den falschen Geschmack des Publicums. "Das größte Unglück ist, nicht verstanden zu werden," seufzte er.

"Sie schreiben wohl so eine Art Zukunftsroman?" fragte Herr Nolte naiv, und nachdem Dr. Urner bestätigt, daß er nicht im richtigen Zeitpunkte zur Welt gekommen wäre, ging er gegen die Redacteure los, wobei er durchblicken ließ, daß Alles in's richtige Geleis kommen würde, sobald man nur ihn zu einem Redacteur machen wollte. Schließlich bekannte er, daß das unverhoffte Wiedersehen eines ausgefandenen Manuscriptes unter die schmerzlichsten Momente des menschlichen Lebens gehöre.

"Und das passiert Ihnen?"

Dr. Urner zuckte die Achseln und seufzte.

„Um, — ich fange an zu begreifen; aus dem Aesthetischen in's Practische überseht, heißt das: Sie bringen Ihre Waare nicht an?“

Dr. Urner lachte gezwungen.

„Sie nehmen mir die Bezeichnung Ihrer Geistes-Producte als Waare hoffentlich nicht übel; es war nur ein bildlicher Vergleich.“ In Gedanken aber sagte sich Herr Nolte: „Er will nicht mein Sinchen.“

Dr. Urner hatte den Vergleich sogar sehr treffend gefunden. „Es giebt Verhältnisse, die man mit dem Worte ‚Ebbe‘ bezeichnet; unter diesen Verhältnissen kann die Rückkehr eines Manuscriptes geradezu vernichtend wirken.“

„Er will nur Geld,“ dachte Herr Nolte beruhigt, und als er nach einiger Zeit mit Dr. Urner sein Zimmer verließ, — der Schlaf war ihm vergangen, — schien dieser in gehobener Stimmung, lispelte nicht länger und sprach von Herrn Nolte als seinem schätzenswerthen Freunde und Gönner.

„Abgefangen,“ rief Fräulein Cäcilie und fuhr mit ihrem Amichen auf Herrn Nolte zu. „Jetzt lasse ich Sie aber nicht wieder los, bis wir unser Geschäft abgeschlossen haben.“ Dabei drängte sie ihn in sein Zimmer zurück, und als auch sie bald darnach wieder heraustraten, machte Herr Nolte ein langes Gesicht und Fräulein Cäcilie schmunzelte. Um dem Concerte zu entgehen, hatte er die Reise des jungen Conservatoristen nach Weimar mit hundert Mark bezahlt.

Herr Nolte fand die ganze Gesellschaft auf der Wieje. Die Jugend vergnügte sich mit Spielen; die Aelteren standen am Elb-Ufer und beobachteten ein aufsteigendes Gewitter.

„In spätestens einer Stunde bricht's los,“ erklärte Frau Josephine mit überraschender Sicherheit.

„Ja, hören Sie, meine gute Madame Nolte, dann wird Sie's wohl an der Zeit sein, auf den Rückzug zu denken. Wann geht Sie denn das nächste Schiff nach Dresden vorbei?“

„Nicht vor einer halben Stunde,“ erklärte Frau Josephine. „Damit kommen Sie ganz gut noch trocken nach Dresden.“

Herr Nolte merkte sofort, daß seiner Frau das Gewitter den Vorwand bot, die Gesellschaft mit dem nächsten Schiffe loszuwerden. Aber die Gesellschaft schien dazu keine Lust zu haben.

Klye hänselte die Furchtsamkeit des Herrn Nullmeyer; der Amtsrichter meinte, er verstehe sich auch auf Gewitter, und dieses werde vor der Nacht nicht da sein, — wenn es überhaupt käme.

„Na,“ sagte Herr Nolte, „meine Frau hat einen merkwürdig guten Blick für's Wetter; wir nennen sie immer unsere Wetter-Prophetin.“

„Wenn Ihr uns los sein wollt, so sagt's gerade heraus,“ mengte sich Tante Theresie ein. „Durch so ein paar dunkle Wolken lassen wir uns aber nicht vertreiben.“ Und Freund German versetzte: „Wenn ich mit dem einen Schiffe gekommen bin, habe ich nicht Lust, mit dem nächsten wieder abzudampfen.“

„Was fällt Euch ein?“ rief Frau Josephine mit plötzlichem Eifer, als sie ihren Mann erblickte. „Mich im Gegentheil macht es nur glücklich, wenn Ihr dieses Schiff nicht benutzt, denn das nächste werdet Ihr nicht mehr benutzen können, und das ist dann das letzte. Mir aber wird's das größte Vergnügen sein, Euch die ganze Nacht bei mir zu behalten; den Vorwurf der Ungastlichkeit sollt Ihr mir nicht machen, denn die Besetzung der Gastfreundschaft ist selbst bei den Wilden eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen.“ Diesen letzten Satz sprach sie lauter und mit Beziehung. Herr Nolte verstand, auf wen es gemünzt, und dachte: „Ich habe mich da neulich doch etwas zu stark ausgedrückt. Ich finde, daß man auch die Gastfreundschaft nicht zu weit ausdehnen darf.“

Frau Josephines Worte wurden von dem jungen Balthasar lebhaft erfaßt. „Hurrah! Hierbleiben! Hierbleiben! Wir wollen die ganze Nacht nicht schlafen! Tanzen! Eine Bowle brauen!“ schwirrten die Worte durch einander.

Nur Frau von Asmus, ihre Schwägerin und Herr Nullmeyer erschienen zur Abfahrt für das nächste Schiff gerüstet. Die Damen waren ein wenig pikirt, daß sie von ihren Protegés, für die sie so viel gethan hatten, schnöde verlassen wurden; denn Dr. Urner und der Conservatorist zeigten unzweideutig die Absicht, zu bleiben. Herr Nullmeyer erbot sich dafür, die Cavalier-Dienste bei den Damen zu übernehmen. Nach kurzem Abschiede stürmten die Drei, — Amichen voraus, — dem nahenden Schiffe entgegen. Nach einem höflich bedauernden Abschiede blieb Herr Nolte am Thore stehen und sah ihnen betrübt nach: „Nur drei Personen,“ dachte er. „Ach, wenn ich doch die ganze Gesellschaft jetzt so traben sähe, wie diese Drei!“

Nur zu bald zeigte sich, daß Frau Josephine eine gute Wetter-Prophetin gewesen war. Mit einem Male war der ganze Himmel mit Wolken bezogen, und der

Sturm kam über das Wasser gefahren, sodaß die sonst so friedliche Elbe plötzlich mit schaumgekrönten Wellen bedeckt war. Zugleich wirbelte eine mächtige Staubwolke auf, und Alles stoh in's Haus. Nur Frau Klye irte noch umher, weil ihr Karl sich nicht sogleich fand; aber ehe der Regen losbrach, war auch sie mit ihren Anglikindern geborgen.

Unter Blitz und Donner zog das letzte Schiff vorüber. Mit einem Seufzer sah es Herr Nolte ziehen. Nun war keine Rettung mehr; die ganze Gesellschaft mußte für die Nacht in Villa Josephine untergebracht werden. Er gerieth immer tiefer in eine menschenfeindliche Stimmung; das Benehmen seiner Frau ärgerte ihn auch. Sie zeigte keine Spur von Unbehagen oder Unruhe; im Gegentheil, sie schien vergnügt, daß sich das improvisirte Geburtstagsfest bis über die Nacht ausdehnte, und dabei sah sie ungewöhnlich hübsch aus.

Durch die Gegenwart so vieler Menschen machte sich bei geschlossenen Fenstern eine drückende Schwüle bemerkbar, und der allgemeinen Heiterkeit schien ein Dämpfer aufgesetzt. Klye's Politisiren mit Freund German nahm einen gereizten und giftigen Charakter an. Dr. Urner und der Freiwillige warfen sich Sottisen an den Kopf. Tante Theresie suchte abzulenken und schlug ein ruhiges Gesellschaftsspiel vor; aber man konnte sich nicht darüber einigen, und die Stimmung wurde immer gedrückter. Die Gegenwart der jungen Klye's wirkte auch nicht erheitend. Willy heulte aus Furcht vor dem Donner, purzelte von Stühlen und bekam Erstickungsanfälle. Trotdem erschien er im Vergleiche mit seinen Brüdern als ein Engel und erregte nur Mitleid. Diese Beiden aber erwiesen sich bei näherem Verkehre als die ärgsten Rangen, und man konnte sie nicht einmal los werden; steckte man sie zu einer Thür hinaus, kamen sie zu anderen wieder herein. Die unglückliche Frau Klye, durch die Ungezogenheit ihrer Jungen und die vernichtenden Blicke ihres Gatten endlich vollständig zur Verzweiflung gebracht, setzte sich in einen Winkel und weinte.

Herr Nolte schlich wie ein ruhelofer Geist aus einem Zimmer in's andere, saß kurze Zeit auf einem Stuhle und blickte melancholisch die Gesellschaft an, stand dann einen Augenblick am Fenster und betrachtete tiefinnig das Toben des Wetters; zuletzt ging er kopfschüttelnd in das nächste Zimmer.

Endlich kam Frau Josephine auf einen klugen Gedanken: sie schleppte den Conservatoristen an das Piano. „Aber jetzt phantasiren Sie nicht über eine Schlacht,“ raunte sie ihm zu. „Etwas Lustiges, — Strauß oder Millöcker, — verstehen Sie?“ Und während der Jüngling die Operetten-Melodien erklingen ließ, gab sie unter der Hand zu verstehen, daß sie, wenn man sich nicht bald über ein Spiel einige, Dr. Urner auffordern werde, sein Lustspiel vorzulesen. Das wirkte. Die jungen Damen schnitten Papierstreifen, und der Freiwillige spitzte Bleistifte, als Vorbereitung für ein Schreibspiel.

„Aber wo steckt denn Sinchen?“ fragte Frau Josephine.

„Das gnädige Fräulein steht d'rin am Fenster und bewundert das großartige Schauspiel,“ versicherte Dr. Urner. Er war soeben im Entrée gewesen, um der Tasche seines Ueberziehers das Manuscript zu entnehmen, in der Hoffnung, daß ein günstiger Augenblick bald eintreten könnte.

Sinchen stand nicht nur aus Naturschwärmerei am Fenster; sie wußte, daß das letzte Schiff, welches aus Dresden kam, um diese Zeit in Hosterwitz anlegte, und sie erwartete noch in der letzten Stunde den Professor. Weshalb sie ihn mit solcher Gewißheit erwartete, hätte sie nicht sagen können; auch war das Schiff nicht einmal zu sehen. Der strömende Regen ließ nur die nächsten Gegenstände erkennen; ein Blitz zeigte für Augenblicke das Bild der sturmgepeitschten Landschaft. Bei dem Scheine desselben glaubte Sinchen das Schiff, und auf der Landungsbrücke ein einsame Gestalt zu erblicken.

„Das ist er,“ dachte sie mit vollkommener Sicherheit. „Ach Gott, wenn er nur erst glücklich bei uns wäre!“

Dieser fromme Wunsch war wohl gerechtfertigt. Es waren nur wenige Minuten verflossen, da schien es, als ob das Feuer vom Himmel herunterstürzte, worauf ein prasselnder Schlag folgte.

„Es hat eingeschlagen!“ schrie Alles durch einander. Jeder stürzte zum Fenster, und da in diesem Augenblicke, gleichsam wie um Athem zu schöpfen, der Regen nachließ, sah man noch brechende, abgerissene Zweige einer vom Blitze gespaltenen Pappel umherliegen.

Niemand hatte beachtet, daß auch Sinchen einen Schreckensruf ausstieß; Niemand merkte, daß sie todtbleich aus dem Zimmer, ja, ohne Kopfbedeckung, wie sie war, aus dem Hause stürzte. Der Sturm stemmte sich ihr entgegen, als sie das Hofgitter öffnete; der Regen stürzte auch jetzt mit verdoppelter Gewalt herunter und benahm ihr fast den Athem, aber wie von unsichtbarer

Macht getrieben, flog das zarte Kind die Straße hinter.

„Tante Josephine,“ rief Gretchen, „was will denn Sinchen auf der Straße?“

„Sinchen? Um Gotteswillen! Das Kind hat doch nicht den Verstand verloren?“ Einen Augenblick zweifelte die erschreckte Mutter, ob sie aus dem Fenster ihr nachrufen, oder gleich zur Thür hinaus ihr nach-eilen sollte. Da ließ sich Gretchens Stimme abermals und mit einer noch erstaunlicheren Kunde vernehmen: „Tante Josephine, schnell; sie umarmen sich!“

„Wer?“

„Sinchen umarmt einen Herrn!“

Armes, kleines Sinchen! Sie hatte ihn ja gar nicht gesehen, weil das Wasser ihr immer über die Augen lief. Sie wäre vielleicht an ihm vorbeigerannt; sie war überzeugt, er läge erschlagen unter der Pappel. Aber der Professor, dem der Sturm nicht entgegenkam, erkannte sie. „Sinchen, — um Gott, was ist Ihnen passiert?“ rief er; da lag das Kind in seinen Armen, und mit vor Schluchzen ersticker Stimme brachte es heraus: „Ich dachte, der Blitz hätte Sie erschlagen!“

„O, Du geliebtes Sinchen!“ jubelte der Professor. „Nach mir bist Du in diesem Wetter hinausgelaufen?“

In diesem Augenblicke fuhr ein greller Blitz hernieder, damit es dem liebenden Paare an der elektrischen Beleuchtung nicht fehle, sodaß die an den Fenstern versammelte Gesellschaft Zeuge ihrer ersten Umarmung wurde.

„Tante Josephine, es ist der Professor! Er trägt Sinchen in's Haus!“ schrie Gretchen.

Frau Josephine hatte sich in diesem kritischen Momente schon für die Thür entschieden und stürzte ihrem Sinchen entgegen. Das erschien wie eine Aufforderung; die ganze Gesellschaft stürzte ihr nach. Aus dem sicheren Schutze des Hausflures wagte sich aber Niemand heraus.

Vor der Hofthür setzte der Professor sein liebes Mädchen nieder auf den Boden und Hand in Hand traten Beide in den Hof.

„Hoch lebe das Brautpaar,“ rief das enfant terrible, trotz der heimlichen Kniffe seiner Schwestern. „Es lebe hoch!“ fielen die Uebrigen ein. Es war auch nichts mehr zu verheimlichen.

In Sinchens Abicht lag es nicht, sich öffentlich zu verloben, ehe die Eltern ihr Jawort dazu gegeben; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ausreihen nützte nichts. Der Hof war kein passender Aufenthalt. Triefend vor Nässe, gerade als wären sie den Fluthen der Elbe entfliegen, trat das Brautpaar in's Haus. Nur eine Mutter konnte den Muth finden, eine so vollständig durchnässte Tochter zu umarmen. Alle Andern drängten nach rückwärts. Frau Josephine machte auch keine Mißröthe, sondern nahm ihr triefendes Sinchen und verschwand mit ihr auf der Treppe, die nach ihrem Zimmer führte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

## Aphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Wisset, die Euch Haß predigen, erlösen Euch nicht.

Treue üben ist Tugend, Treue erfahren Ehre.

Der Pfennig der Witwe wird von der Kirche dankbar quittirt. Willst Du gleichen Lohn empfangen im Tempel der Kunst, dann sei ein Kröfus und bringe Dein Haß und Gut.

Es giebt eine nähere Verwandtschaft, als die zwischen Mutter und Kind: die zwischen dem Künstler und seinem Werke.

Wenn Ihr wüßtet, daß Ihr solidarisch seid für jedes begangene Unrecht, das Lästern würde Euch vergehen.

Der kleinste Hügel vermag uns die Aussicht auf einen Chimborasso zu verbeden.

Kein Todter ist besser begraben, als eine erloschene Leidenschaft.

Der Ignorant weiß nichts, der Parteimann will nichts wissen.

Sich auf die Wichtigkeit seiner Impulse verlassen dürfen, das ist Glück, das giebt einen festen Halt.

Einen Menschen kennen heißt, ihn lieben oder ihn bedauern.



Zu „Klein Ederl“ von Marie Giese. Zeichnung von Carl Ridelt.

Raubend verboten.

### Klein Ederl.

Ein Bild von der Brennerstraße.

Von Marie Giese.

Mit Zeichnungen von Carl Ridelt.

**A**n dem Punkte, wo der Schallerbach die linke Felswand des Eisal Thales durchbricht, sieht man schon in beträchtlicher Höhe unter dem finsternen Nadelholze Laubbäume austauden, die sich nach unten hin so weit wehren, daß sie auf der breiten, am Fuße der Wand aufgebauten Terrasse einen dichten Dain bilden. Einzelne Exemplare und größere oder kleinere Gruppen sind auf dem weithin gedehnten Wiesenplane zu beiden Seiten und bis zum Ufer des im Thalgrunde dahinströmenden Eisal verstreut, sodaß man sich in einen unabsehbaren Park versetzt glaubt. Die prächtigsten aber bleiben auf der Terrasse und in ihrer nächsten Umgebung beisammen, um etwa dreißig Bauernhäuser zu beschirmen, den Wohlstand ihrer Bewohner durch ihren Frucht-Reichthum zu mehren, und ein Dorf-Interes zu schaffen, das ebenso viel schöne Einzelbilder, als Hoffstellen hat.

Das Dorf heißt Bahru, und die Bäume sind Edelkastanien und Wallnußbäume. Man findet unter ihnen Stämme, die sechs Meter im Umfange haben und, mit gigantischer Kraft aus dem Boden emporstrebend, sich in eine Menge Aeste theilen, die stark genug sind, um jeder für sich einen ansehnlichen Baum vorzustellen.

Wie sich um jedes Haus eine Anzahl dieser herrlichen Bäume gruppirt, so gehört auch ein Quell dazu, oder ein dahin geleiteter Arm des Gebirgsbaches, wenn es nicht zufällig in diesem liegt. Das Rauichen dieser Gewässer belebt den ganzen Ort, hier lauter, dort heimlicher. Und dies ist gut, weil seine Stille sonst eine fast verbannte wäre. Denn die alte, über das Brennerjoch aus Deutschland nach Italien führende Straße ist verödet. Seit zwanzig und einigen Jahren, als der schwierige Bau der Eisenbahn über den Alpengürtel vollendet ward, begegnet man auf ihr nur noch den Heuwagen der Bauern und in seltenen Fällen dem Einspäuner eines Krämers, oder dem Karren einer Jägerfamilie. Staubfrei und sauber zieht sie bergauf und bergab durch Alpenwälder und über grüne Matten, und die Blumen an ihrem Rande sind von unberührter Frische.

Die einsame Straße führt durch das Unterdorf und berührt dabei einen für ganz Bahru hochwichtigen Punkt. Es ist dies ein stattliches Bauernhaus mit einem, nur durch ein paar blinde Scheiben erblickten Erdgeschosse, in dem viele Fässer von bedeutsamem Aushern lagern. Im ersten Stode liegt eine große, reinliche Gaststube. Aus ihrem breiten, vergitterten Erkerfenster ruden rote Kelten und Gelbweinglein heraus. Ein Niesen-Aufbaum wirft seinen sonnendurchgeliberten Schatten auf die Front und die handfesten Tische und Wandbänke zu beiden Seiten der Handthür. Damit aber Keinem ein Zweifel bleibt, daß das Haus ein Gasthaus ist, schwankt an einer in der Mauer befestigten Querstange hoch in der Luft ein goldglänzender Adler.

Hier wird ein vortrefflicher Südtiroler Wein geschenkt, der die Väter von Bahru häufig herbei lockt, und dem zuweilen auch einige geistliche und weltliche Herren aus dem benachbarten frommen Städtchen Brigen Ehre anthun. An einem guten

Zumbisse läßt die dicke, brave Adlerwirthin es nie fehlen, und daß Pilomena, die rosenwangige Haustochter, den Wein kredenzt, kann seiner Güte keinen Abbruch thun.

Wie die meisten Orte im schönen Tirolerland, so hat auch das stille Bahru seine Sommerfrischler, darunter in der Regel einige Maler, die mit Vorliebe im goldenen Adler Quartier nehmen. In diesem Sommer waren ihrer drei gekommen, zwei Fräulein und ein männlicher Colloge. Ein junger, noch kaum bekannter Schriftsteller hatte sich ihnen angeschlossen.

An einem Juniabende, eine Stunde vor Sonnenuntergang, sah die kleine Gesellschaft in Erwartung des Abendessens unter dem Nußbaume an ihrem Stammtische. Dieser hatte ein festliches Aussehen. Zwischen den beiden weißen, mit rothem Bozener Leithenweine gefüllten Karaffen stand in einem braunen Krüge ein prächtiger Rosenstrauch, nicht weit davon eine Schüssel mit köstlichen Wald-Erdbeeren und ein appetitlicher Guglhupf.

„Wir werden uns heute mit Geduld rüsten müssen, bis Pilomena uns etwas verabreicht. Sie wollte nichts weiter verrathen, als daß sie das Verbeßen des Herrn Professors richte, was etwas mehr Zeit fordere als gewöhnlich.“

Diese Bemerkung machte eine der Malerinnen, ein altes Fräulein, mit einem Gesicht von Hausbäuerin Form, aber äußerst zutunthigem, zufriednem Ausdruck. Sie trug einen Marienscheitel und über ihm, geschmackvoll geordnet, ein schwarzes Spitzenhäutlein. Ihre ganze Ausstattung beschränkte sich auf Copiren von Heiligenbildern für Dorfkirchen, das sie bei andauerndem Fleiße auskömmlich ernährte. „Herr Professor“, hieß sie fort, ohne von ihrem grauwollenen Strickstrumpfe aufzusehen, „wir fühlen uns von dem goldenen Adler um Ihre-willen zurückgesetzt.“

Derjenige, dem diese Worte galten, hörte sie nicht. Er blätterte mit der zweiten Collegin in einem Stützenbuche der Letzteren, eine Beschäftigung, welche die Aufmerksamkeit Beider ausschließlich in Anspruch nahm. Er stand in der ersten Kraft und Blüthe des Mannesalters und sah nicht nur wie ein Künstler, sondern auch wie ein braver und liebenswürdiger Mensch aus. Vor einigen Tagen hatte er ein Gemälde, das den goldenen Adler mit dem Nußbaume und einem Stück der Straße, die hier unter einer malerischen Brücke von dem Bache gekrenzt wurde, für einen unerwartet hohen Preis verkauft, und ein Seitenstück dazu bestellt bekommen. Ein anderes, eben auf der Ausstellung befindliches Bild, war als ein Meisterwerk recensirt worden. In überströmender Freude war er heute seinen Freunden nachgekommen, um Studien zu dem Seitenstücke zu machen und eine Frage an sein Schicksal zu stellen, von deren Beantwortung es abhing, ob sein Glück ein vollkommenes werden sollte.

„Sind Sie taub, Professor, daß Sie mich alles in den Wind reden lassen?“ fragte aufblickend Fräulein Schloffer, die Heiligenbilder-Copistin.

„Beste Schlofferin“, entgegnete er, „wollen auch Sie mich mit diesem phyliströfen Titel reizen, der mir gar nicht einmal gebührt? Sie wissen doch, daß er bei den Landeuten hier nur den Unterschied zwischen Maler und Aufstreicher bedeutet! Ich brauche ihn wirklich nicht zu meinem Glücke! Dazu fehlt mir, — setze er leise hinzu, — etwas so ganz anderes!“

Das junge Mädchen an seiner Seite erröthete. Die Schlofferin bemerkte es und blinzelte von nun an zuweilen nach den Beiden hinüber, während sie sich stellte, als höbe sie an ihrem Strickzeuge eine Nahe auf.

Jene junge Collegin hatte ein brünettes, sehr anziehendes

Gesicht und eine hohe, edle Gestalt. Mit sechsundzwanzig Jahren besaß sie schon einen Namen als Talent für Blumen- und decorative Malerei und wurde sowohl ihrer Persönlichkeit, als auch ihrer Künstlerkraft halber, von ihren Collegen bewundert.

„Gott sei Dank“, nahm die Schloffer wieder das Wort, „daß man einmal einen Menschen sieht, der von Glück spricht; selten genug kommt es heut zu Tage in der Welt vor. Uebrigens würde es uns leid gethan haben, Professor, wenn Sie in München geblieben wären. Zu meinem Troste hätte ich mir wenigstens sagen können, daß die Schuld nicht an mir lag.“

„Und das Darlehen, welches Sie mir zur Reise anboten, kam wahrscheinlich einem Hülfbedürftigen vom Retier zu Gute!“ erwiderte er in herzlichem Tone.

„Man thut, was man kann“, sagte sie so harmlos, daß Niemand in dem jungen Manne, der neben ihr saß, diesen Hülfbedürftigen hätte vermuthen können, zumal er nicht vom Retier war.

„Man thut, was man kann“, wiederholte sie, „aber schön ist's halt nicht, wenn man Ludant erntet.“

„Sie meinen, daß man Ihnen Ihr mühsam Erspartes nicht wieder zurückgibt?“ fragte das junge Mädchen.

„Das ist mir auch schon einmal passiert, aber was ich meine ist, daß Jemand, dem ich geholfen hatte, hinter meinem Rücken die Aeußerung that: Die Schloffer'sche Heiligenbilder-Fabrikation ist ein nahrhaftes Handwerk!“

„Das war eine gemeine Seele!“ rief der Professor.

„Ein Glender!“ murmelte der junge Literat.

„Ich habe keinen Ausdruck dafür!“ sagte das Mädchen.

Die Stricknadeln der Schlofferin flogen schneller. „Euer Eifer freut mich, Kinder, obgleich ich weiß, daß Ihr genialen Wesen über meine Malerei nicht viel anders denkt. Aber meine Copien sind gefucht, und ich lebe davon. Damit bin ich zufrieden.“

Ihr geheimer Schützling — sein Name war Stiller — hatte bisher wenig auf die Unterhaltung geachtet. Er hielt auf seinen Knieen eine große Mappe, in die er mit Bleistift etwas hinein schrieb. In seinen großen, hellbraunen Augen lag ein trübes Etwas, das seine Bekanntschaft mit den Sorgen des Lebens ahnen ließ. Zum Glück hatte sich ihm Aussicht auf eine Stelle als vierter Redacteur bei einer Zeitung eröffnet, und in dieser Hoffnung konnte er sich seinem eigentlichen Berufe jetzt mit leichterem Herzen hingeben.

„Haben Sie nie ein selbständiges Werk versucht?“ fragte er etwas ungeschickt seine Gönnerin.

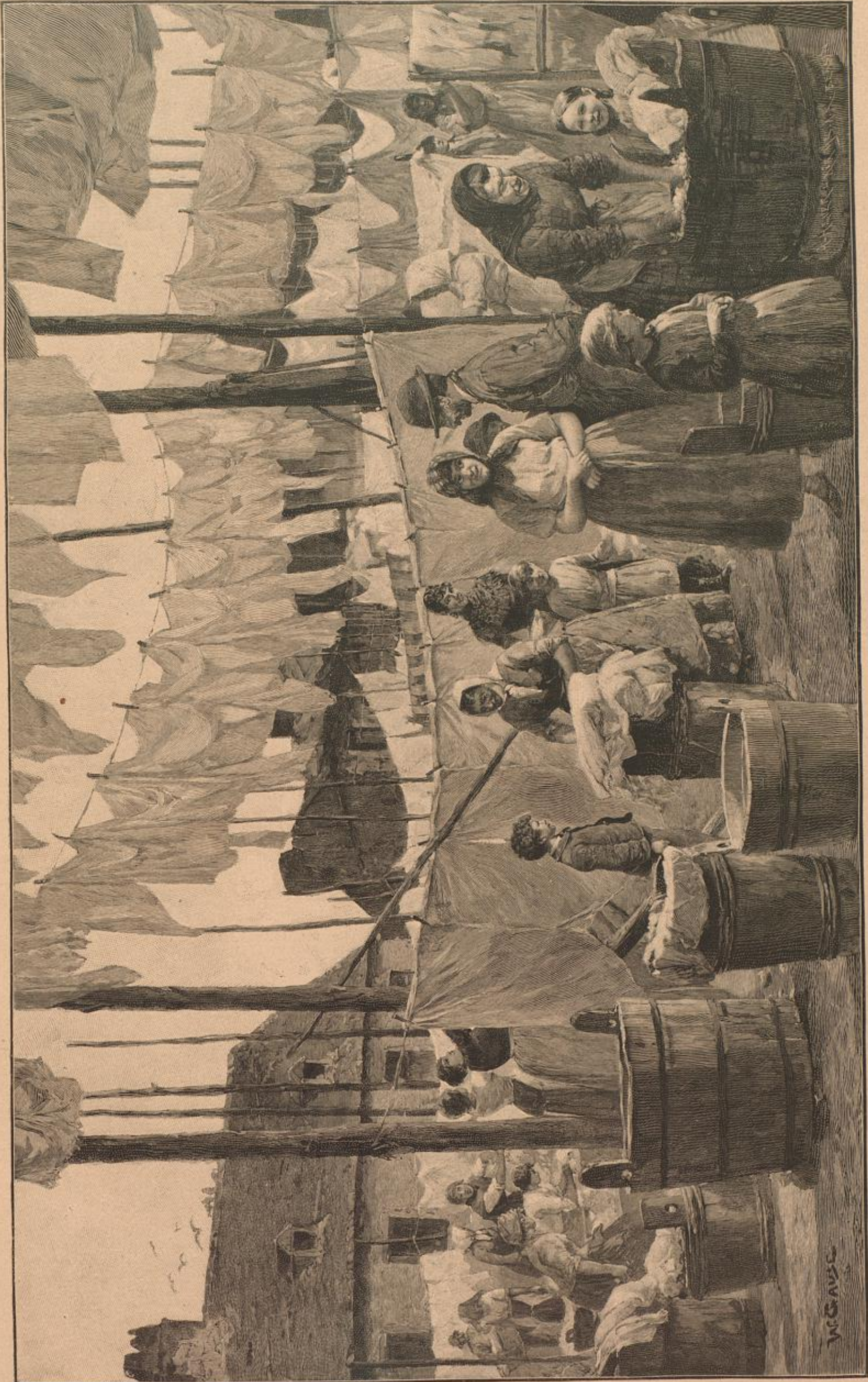
„Es fehlte mir immer an der nöthigen Zeit, so in die blaue Luft hinein etwas zu malen,“ erwiderte sie ein wenig kleinlaut, denn sie entsann sich einiger unglücklichen Versuche aus ihren jüngeren Jahren.

„Die Glückliche von uns Allen ist doch Fräulein Rina,“ sagte Stiller mit einem kleinen, schwermüthigen Lächeln. „Nach Italien zu gehen —“

Der Maler fuhr zusammen und wechselte die Farbe. „Nach Italien?“

Rina erhob den Kopf und entgegnete in etwas unsicherem Tone: „Ja, nach Italien! Seit ich das Wort kenne, ist's mein Traum, Italien zu sehen! Und hier bin ich schon auf dem Wege!“

„Hoffentlich reichen die Mittel,“ bemerkte halbblaut die Schlofferin.



Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. — Siehe Seite 143.

„Auf zwei volle Jahre! Außerdem habe ich Bestellungen!“ erwiderte Nina, und nun klang ein froher Stolz aus ihrer Stimme.

„Stiller seufzte. „Hören Sie, mein Freund“, sprach mit einer Annäherung von Neugier die Schlofferin, „das Seufzen ist eine krankhafte Angewohnheit. Sie haben Anlage zu einem sogenannten Winterholz und müssen dagegen kämpfen. Bei uns Malern seufzt man nicht! Wir lassen uns keine Zeit dazu. Eher gestatten Sie sich einen kleinen Fluch, z. B. Donnerwetter! oder „Schodschwerenoth!“ Alles, nur keine Sentimentalität!“

„Ich nehme Ihnen Ihr ewiges Schelten nicht übel, weil ich weiß, daß Sie es gut mit mir meinen, und verspreche Ihnen, mich zu bessern,“ erwiderte er, zu seiner Schreiberei zurückkehrend.

Der Professor seufzte nicht, aber über seine Büge hatte sich eine Wolke gelegt. Er zog seiner Nachbarin das Skizzenbuch aus den Händen und begann eine Zeichnung: ein Meer von Dächern, darüber die mächtige Kuppel einer Kirche, Pinien, Ruinen. An den oberen Rand des Blattes schrieb er die beiden Worte: „Dahin! dahin!“

Nina griff zu einem Buche, Lübke's Geschichte der Malerei in Italien, und las, oder schien zu lesen.

So lasen sie ein halbes Stündchen, dann ließ sich Fräulein Schloffer also vernehmen:

„Euer idyllisches Bahrn ist mir denn doch etwas zu todt; Sie sollten uns etwas vorlesen, Stillerchen!“

„Mit Vergnügen! Darf es etwas Eigenes sein?“

„Vorangesetzt, daß keine Sentenzen darin vorkommen, ja!“

„Ich werde mir erlauben, ein Abendstimmungs-Bild, an dem ich eben schreibe, vorzutragen.“

„Also aufgemerkt, Ihr bräuben!“ rief sie und klingelte mit der Stricknadel an ihr leeres Glas. Nina legte ihr Buch nieder, er zeichnete weiter, ohne aufzublicken.

„Es war,“ begann Stiller, „ein warmer Sommerabend. Die Sonne sank in das waldige Dunkel über dem Dörfchen Bahrn an der uralten Brennerstraße. Auf den Wiesen trocknete das Heu und ergoß würzigen Duft über den lichtgrünen Abhang. In den kleinen Bauerngärten hauchten die Centifolien und die weißen Lilien, die Lieblingsblumen des Ortes, ihren süßen Odem in die stille Luft. Eindringlich plätscherte der Bach und trug auf seinen Wellen die Hollunderblüthen und die Blätter der wilden Rosen, welche die Bäche am Ufer ihm zuwarf, mit sich fort. Tiefer Frieden lag über dem Dörfchen. Vor den Thüren saßen, ihr Pfeifchen schmauchend, die Bauern, ein halbes Duzend Kinder spielten im Dämmerlicht der Baumrieften mit den abgefallenen Früchten. Die Abendgloden —“

„Entschuldigen Sie, mein Herr Poet,“ unterbrach ihn seine Freundin, „aber was Sie da lesen, hören und sehen wir Alles selbst. Ueberschlagen Sie freundlichst ein paar Seiten und kommen Sie zur Sache.“

„Zur Sache?“ entgegnete er gereizt. „Ich kann doch nicht mit der Thür in's Haus fallen, wenn ich erzählen will, daß Goethe auf seiner Reise nach Italien durch Bahrn kam und selbstverständlich im „goldenen Adler“ einkehrte! Professor, was sagen Sie? Nicht wahr, der kleine Eingang ist durchaus nothwendig?“

Der Angerufene blickte verwirrt auf. Er hatte nicht mit einem halben Ohre zugehört. Aber seine Verlegenheit dauerte nicht lange. Aus dem Erkerfenster, an dem sie schon eine Weile sichtbar gewesen war, rief die Wirthin ihm zu:

„Schau's, Herr Professor, dort kommt der Burlacher!“

„Der Burlacher kommt! Der Burlacher kommt!“ tönte es plötzlich aus verschiedenen Richtungen durch einander. Mit einem Schlage kam Leben in das „verwünschete“ Dorf.

Die Bauern blickten die Straße hinauf und standen auf, die Kinder warfen ihre grünen Hüfte fort und rannten dem Gasthause zu; eine kleine Schar Knechte und Mägde, die vom Heuen kamen und in's Oberdorf wollten, schwenkte links ab und wandte sich ebenfalls dem „goldenen Adler“ zu, selbst die am Herde mit Vereining der Polenta und Knödel beschäftigten Hausmütter der Nachbarschaft ließen ihr Nachwerk auf einen Augenblick im Stiche, um aus der Thür zu sehen, ob der Burlacher wirklich käme.

Daß auch drei oder vier Hunde, die irgend wo herumgelegen und geschlafen hatten, sich der allgemeinen Bewegung anschloßen, wird nur erwähnt, um von ihrem Vorhandensein in dem idyllischen Orte Kunde zu geben.

Und sogar auf den gedankenabwesenden Professor übte das Rauberwort seine Wirkung. „Der Burlacher ist da!“ rief er, „der Träume Flor“ abschüttelnd. „Kommen Sie, Fräulein Nina, kommt auch Ihr beiden feindlichen Seelen Stiller und Schloffer, ich will Euch den Burlacher vorstellen.“

Sie folgten ihm, — die Schlofferin, nachdem sie zuvor eine Serviette über den Gugelhupf gedeckt hatte. Was sie nun sahen, war dies:

Auf der Straße, vom Brenner herab, fuhr ein ungewöhnlich großer, mit einem grauen Leinwand-Berdecke ausgerüsteter Frachtwagen in's Dorf ein. Die beiden wohlgepflegten, braunen Pferde trugen zum Schutze gegen die Fliegen ein rothes Netz über dem Kopfe und an ihrem Gesichte hing eine Anzahl von Glöckchen, deren leises Geklingel sich mit dem Geräusche der Räder vermischte. Der Fuhrmann knallte lustig mit der Peitsche und nicht nach beiden Seiten zum Grusse. Auf dem kleinen Platze vor dem Stallgebäude, das links neben dem Gasthause stand, machte er Halt und sprang von seinem Sige.

„Grüß Gott, Herr Professor! Sein's a wieder da? Freut mich, Sie wieder z'sehen! Sie schau'n gut aus, mein i!“

„Gleichfalls, Burlacher!“ erwiderte der Maler, indem er dem sonnenverbrannten Manne die Hand schüttelte.

„Schau, Lenz, der Herr Professor is a da!“ rief im Zornern des Wagens eine frische Kinderstimme.

„Grüß Dich Gott, Kiez!“ (Marie), entgegnete er und hob aus einer fensterartigen Luke in dem Berdecke ein niedliches, rothwangiges Mädchen von zehn bis elf Jahren heraus. „Und da haben wir auch die holde Lenz! Aber Kinder, wie seid Ihr gewachsen! Noch ein paar Jahre, und Ihr seid zwei große Madeln!“

„Dann will der Vater uns nimmer mitnehmen, hat er gesagt!“ erwiderte lachend Kiez. Sie reichten ihm vertraulich die Hand, strichen ihre blauleinernen Röschchen zurecht und blickten gespannt nach der Luke in dem Wagen.

„Ist die Mutter heuer mit?“ fragte der Professor.

„Komm schon!“ ließ sich drinnen eine Stimme hören. „Und da haben's a den Ederl!“

„Den Ederl? Ja, wer ist das?“

„Anstatt zu antworten, hielt ihm eine noch junge Frau mit schwarzem Haar und eben solchen Augen, unzweifelhaft italienischer Herkunft, einen etwa vierjährigen Knaben hin, der mit

einem rothen, nur bis zum Kniee reichenden Planellettschen bekleidet war, und auf dem dunkelrothen Kopfe, weit zurückgelegt, einen kleinen braunen Filzhut trug. Ein schönes, großäugiges, von Gesundheit strotzendes Bäckchen, mit einem schimmernden Roth auf den bräunlichen Wangen.

Der Professor und seine Gefährten blieben stumm vor Stannen.

„'s is der Eduard, das Jüngst' von unsren Kindern,“ sprach die Mutter. „Wir haben g'meint, 's sei besser, wir hätten ihn mit uns, weil die Großmutter daheim nit länger mit ihm auskommen kann. Im Haus läßt er sich nit halten, und hinter ihm herzulaufen, is sie nit mehr stink genug.“

„Welch' ein entzückendes Kind!“ rief Nina hingerissen.

„Ja, da ist Alles Vollkommenheit!“ setzte der Maler hinzu. Die Augen der Burlacherin leuchteten. „Und schwer is er nit wenig! Wenn der Herr sich bemühen wolt!“

„Komm, Ederl, Du Prachtstück aller Tiroler Buben!“ unterbrach er sie. Aber Ederl trampelte mit seinen nackten Beinchen ungeduldig in seinen Armen und rief, indem er nach dem Fuhrmann deutete, der seine Koffe am Röhrbrunnen trankte:

„Laß's mi a Bißel aufsitzen, Vater!“

„Gut! Aber zuvor wird dies Fräulein Dich küssen, als die höchste Ehre, die Bahrn Dir bieten kann!“ entgegnete sein neuer Freund.

„Das will ich gern! Komm nur, Ederl!“ rief Nina fröhlich.

Ederl besann sich keinen Augenblick, sondern als sei es auch ganz nach seinem Sinne, umschlang er ihren Hals und küßte sie herzlich. Nun küßte ihn der Professor und setzte ihn auf den Rücken des Handpferdes, das den kleinen Mann, der ein Mal über das andere „hüh! hüh!“ rief, bedächtig in den Stall trug.

„Ein reizendes Genre-Bildchen!“ sagte lächelnd der junge Schriftsteller. „Es ist wahr, die Stoffe liegen auf der Straße! Reinen Sie nicht aus, Fräulein Schloffer?“

Sie nickte würdevoll, wie immer, wenn sie nicht Lust hatte, auf einen Gegenstand einzugehen.

(Schluß folgt.)

### Eine Sommernacht auf einem russischen Kaiserjochloffe.

Von Fr. Wilh. Groß.

(Schluß.)

er gegen achthundert Schritte lange Weg war beinahe zurückgelegt, als ein junger Mann von fast kleiner Statur und großer Beweglichkeit auf die Großfürstin zuschritt und derselben ehrerbietig die ihm gereichte Hand küßte. Das war an sich gerade kein Ereigniß. Bei Damen nimmt man es mit einem Handkuffe mehr oder weniger nicht so genau, allein, — dem jungen Manne sah man es doch an, daß er in dieser Verriehung eine große Uebung besaß und große Geschicklichkeit an den Tag legte, ohne Befangenheit zu verrathen. Im Uebrigen hatte seine Erscheinung durchaus nichts Vornehmeres, aber seine Körperhaltung zeigte viel Geschmeidigkeit. Der Schritt war leicht und behend und die Bewegung gefällig und sicher, ohne Künstelei. Das etwas runde Gesicht wurde von ziemlich langem Vordenhaar umgeben und schien noch viel jugendlicher, als der Mann war. In keinem Falle hätte man demselben irgend welche Bedeutung beigemessen, und ihn weit eher für einen Studenten, als für eine geniale Persönlichkeit gehalten.

Es war Anton Rubinstein, der zwar damals schon Director des Petersburger Conservatoriums war, aber eine Berühmtheit noch nicht erlangt hatte. Er verkehrte jedoch sehr viel im Palais der Großfürstin Helene, gab häufig musikalische Abend-Unterhaltungen und war der bevorzugte Günstling der hohen Dame.

Nach einer flüchtigen Begrüßung wurde der Weg fortgesetzt, und gleich darauf betrat man den großen, freien Platz mit seinen Blumenanlagen, der vor dem Hauptjochloffe lag. Ungefähr in der Mitte des letzteren war auf dem Riese des Weges ein Tisch mit Stühlen aufgestellt, auf welchem die großfürstlichen Damen Platz nahmen, um dann die Unterhaltung in der animirtesten Stimmung fortzuführen.

Mittlerweile war die Nacht vollständig hereingebrochen. Die Vanillen- und Rosengruppen strömten ihre süßen, würzigen Düfte aus und wirkten geradezu beruhigend auf Herz und Sinn. Nachsalter und Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, um ihre süße Nahrung aus den Kelchen zu saugen. Käfer irrten und schmurrt vorüber, Cicaden zirpten, Grashüpfer jagten, das Laub in den Gebüschen raschelte, und der ganze Wald sumimte, brumnte und zirpte von kleinen Lebewesen, die ihrem Luftgeföhle Ausdruck gaben.

Die Großfürstin Katharina verfolgte den Triller einer Nachtigall, die ganz in der Nähe schlug und wendete sich an Rubinstein, indem sie sagte: „Ja, Sie haben uns schon manche hübsche Sachen hören lassen, aber ein solches Concert, wie es uns unsere kleinen besiederten Virtuosen aufführen, können Sie bei aller Meisterschaft doch nicht nachahmen.“

„Nein, Kaiserliche Hoheit, das kann ich nicht!“ gestand der junge Meister ein, dessen Bescheidenheit vortheilhaft von der Selbsteingenommenheit anderer Künstler abfiel. „Bei aller Einfachheit dieser Musik habe ich es noch nicht dahin gebracht, und wenn wir es vermöchten, würde es vielleicht Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht gefallen.“

„Weshalb nicht?“ warf die Großfürstin-Mutter dazwischen.

„Ich möchte das doch nicht glauben.“

„Aus vielen Gründen, Kaiserliche Hoheit!“ bemerkte der junge Meister. „Zunächst ist es doch wohl nicht der Fäden-schmelzer der Nachtigall allein, der uns so annehmend gefällt, sondern es ist die Eigenart des Vogels, uns seine Productionen zu ungewöhnlicher Nachtstunde vorzuführen, wenn unsere Sinne ohnehin schon auf das Günstigste beeinflusst sind. Es sind ferner eine Menge lieblicher Vorstellungen, die uns bei dem Erönen der Nachtigall nahe treten. Ohne Zweifel wird ihr Lied unter allen Umständen eine Kunstleistung sein und bleiben, aber der Genuß wird doch wesentlich dadurch verstärkt, daß die Nachtigall und der Frühling, oder die Nachtigall und die Sommernacht untrennbare Begriffe sind. Als Beweis dafür führe ich an, daß uns bei drückender Sonnenhitze am Tage der Schlag der Nachtigall weit weniger anmüthet, weil unsere Nerven abgelenkt sind, und daß er uns umgekehrt am meisten entzückt, wenn die Nachtfriische und das Ziellicht erquickend auf unseren Geist einwirken und die Phantasie auf den höchsten Grad ihrer Steigerungsfähigkeit emporläutern. In der heißen Steppe

würde sicherlich die Nachtigall uns nicht mehr das sein, was sie uns in unsern Wäldern und Gärten ist!“

Manches davon mochten auch die hohen Damen zugeben, und die Großherzogin Katharina meinte, daß der Gesang des Vogels allerdings nur im Bereiche einer plätschernden Quelle, eines rauschenden Wasserfalles oder eines murmelnden Baches vollkommen gedacht werden könne, und ebenso mußte sie beipflichten, daß Nacht- oder Waldesdunkel, — wemöglich aber von Mondschein erhellt, den Zauber wesentlich erhöhe, allein, — sie konnte sich nicht denken, daß der süße Triller in der Steppe an Melodie so viel verlieren sollte, daß sein Reiz aufhörte.

„Es ist nur eine Meinung, liebes Kind!“ versetzte die Mutter. „Wir haben die Steppe ebenso wenig besucht, wie Rubinstein, und sind daher auch nicht in der Lage, zu wissen oder zu beurtheilen, in wie weit unser Meister Recht behalten würde.“

„Wir haben aber zufällig Jemand hier, der die Steppe genügend kennt und uns genauen Bescheid geben kann!“ fiel die Großfürstin ein. „Wie denken Sie darüber?“ fragte sie indem sie sich lächelnd zu mir wandte.

Da Alle lachten, so konnte ich mich nicht enthalten mit einzustimmen, und mußte bekennen, daß ich niemals Gelegenheit gehabt hatte, zu beobachten, wie sich die Nachtigall in der Steppe ausnahmte, weil ich dort nie einer begegnet wäre.

„Wohl aber habe ich daselbst, — wenn auch selten, — das Lied der Lerche gehört und gefunden, daß die Wirkung dieses Gesanges in der melancholischen Einöde der Steppe weit eher gehoben als abgeschwächt wurde. Wie sich nun aber der wesentlich anders modulirte Nachtigallenschlag ausnehmen möchte, wage ich bei meinem geringen Verständnisse für Musik kaum zu entscheiden, habe aber doch das Gefühl, daß das hohe Lied dieses Vogels in der elegischen Einsamkeit der Wandervögel ebenso wohlthuend berühren würde, wie die Schalmei oder primitive Flöte des Steppenhirten!“

„Oder auch eine Symphonie von Rubinstein auf der Harfe oder dem Cello vorgetragen?“ ergänzte die Hofdame.

Die Großfürstin Katharina amüßte sich darüber, und ihre hohe Mutter klopfte dem jungen Meister auf die Schultern, indem sie sagte: „Das ist wahr, Rubinstein! Wir werden ja wohl einmal Gelegenheit haben, zu erproben, ob Sie mit der Nachtigall einen Wettstreit aushalten können!“

Damit war das Gespräch über diesen Gegenstand zu Ende, denn die Aufmerksamkeit Aller wurde von einem neuen Schauspiel in Angriff genommen. Die Bäume und Gebüsche schlangen an, sich mit bunten Flämmchen und Lichtern zu schmücken, an den Rändern der Wege und auf dem großen Rasenplatze, der sich zwischen dem Palais der Großfürstin-Mutter und dem Chinesischen Palais hinzog, waren langgeschwungene Linien von farbigen Lampions entstanden, die den Theil des Parkes vor dem Schlosse in eine Märchenwelt verwandelten. Am Ende des Rasenplatzes fiel das Auge auf das reizend beleuchtete chinesische Palais, das sich in dem Brillant-Feuer wie ein Zauberschloß ausnahm, während hier und da auf den Rasen-Buchtungen oder größeren Wiesenflächen sich ganze Gruppen, Staffeln und Figuren von bunten Laternen zusammen-drängten.

In kurzer Zeit flimmerte und glimmte der ganze Park, so weit derselbe zu übersehen war, und um die Illusion zu vervollständigen, ertönte in weiter Ferne die Variation eines Waldhornes.

Darüber ward es tiefe Nacht, und die Lampions erloschen nach und nach. Die langen Gemüde und Gruppen verglühten, bis auch das letzte Flämmchen verschwunden war; allein wie bei Sonnenuntergang ertönte auch jetzt die in Dämmerung zurückgefallene Nacht keinen Verlust an ihrer Pracht. Es war nur ein Sonnenwechsel, der durch seine Contraste gerade die Wirkung erhöhte, und wenn man auch in eine traumhafte Stille zurück-versetzt wurde, so hatte man doch fast den Eindruck, als ob das nur geschähe, um für Wahrnehmungen vorbereitet zu werden, die uns in gewöhnlichen Augenblicken entgehen. Es begann nun das Gankelspiel der nächtlichen Schatten, der tangenden Bäume und das Foppen und Reden der Phantasie. Die Marmorfiguren fingen an zu hüpfen und alle Gegenstände zu kreisen und ihre Gestalt zu verändern.

Die nordischen Sommernächte sind überhaupt zu schön, um verschlafen zu werden. Uebrigens nahte jetzt auch der Morgen, das Ensemble der Vogel stimmte bereits vereinzelt die Tonlage zum bevorstehenden Früh-Concerte an, und die hohen Herrschaften fanden es an der Zeit, sich in ihre Schlösser zurückzuziehen.

Auch Rubinstein entfernte sich, um nach St. Petersburg zurückzukehren, und — da Alle gingen, blieb auch mir nichts Anderes übrig, als dasselbe zu thun. Aber noch glücklicher und blinzelten zahllose Funken auf dem Meere, als wäre es mit Diamanten besät. Es waren die Sternchen am tiefblauen nördlichen Firmament, die ihr Bild in dem elastischen Elemente abspiegelten und auf- und niederzutauchen schienen. Seitwärts oder hinterwärts im Gebüsche, am Flügel des Schlosses, scheint die Waldsee des Parkes ihre Stimme zu erheben und Aeolus in den Lüften auf der Harfe zu accompagniren. Kaum wußte man, ob es nicht eine Illusion wäre, allein, — als man etwas aufmerksamer lauschte, konnte man ganz deutlich hören, wie von einer Frauenstimme das Lob der Morgenstunde gesungen wurde.

So viel sich beurtheilen ließ, mußte die Sängerin den deutschen Damen der Großfürstin angehören, denn das Liedchen wurde in deutscher Mundart und so leise gesungen, als ob die Sängerin nur ihren eigenen Empfindungen nachgegeben hätte und von Niemandem gehört werden wollte. Es erfolgten noch einige Accorde auf einem zur Begleitung benutzten Saiten-Instrument, und dann verstummte auch diese Musik. Nun aber begann in vollen Tönen der Vogelchor einzusetzen; der ganze Park tönte wider von dieser Introduction zu der großen Früh-mette, die zugleich aber auch das Finale des Sommernachts-zanbers war, der mit der lieblichen Dämmerung in Nichts zerfloß.



Nachdruck verboten.

### Unter der Linde.

Von Friedrich Bodenstedt.

Die alte Linde stand in voller Blüthe  
 Und hob sich dunkel aus den lichten Matten  
 Des Hügelrucks, darauf die Sonne glühte.  
 Ich ließ mich nieder in des Baumes Schatten;  
 Da schwirr' es über mir von Bienenschwärmen,  
 Die über alle Blüthen sich zerstreuten,  
 Den süßen, duftigen Inhalt zu erbeuten.  
 Aus allen Zweigen scholl ein summend Lärmen  
 Der Bienen, die's von einer Blüthenkassell  
 Zur andern zog, mit feinem Sangesrüssel  
 Sie auszuschnürlen. Glücklich Bienenvölker! —  
 Tacht' ich, — Du weißt das Leben zu genießen;  
 Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölkchen,  
 Da auch für Andre Freuden daraus sprächen:  
 Denn Dein Genuß zengt keinen Leberdrüß;  
 Was er Dir bietet trägt Du sorglich heim,  
 Verwandelt Blüthenkraft in Honigseim  
 Und häuft ihn in selbstgebauten Zellen;  
 Schaffst immer fleißig für den Bienenstaat  
 Und duldest darin nur nach Augen Rath  
 Die Dronnen nicht, die müßigen Gefellen.  
 Gehorham folgst Du Deiner Königin,  
 Und wahrst Dir doch den eignen, tapfern Sinn:  
 Fliegt Jedem, der Dich kreuzt auf Deinen Wegen,  
 Furchtlos mit scharfer Stachelwehr entgegen.  
 Nur gegen Feinde zeigt Du Deine Stärke,  
 Nur wer Dich stört in Deinem Friedenswerke,  
 Wird Dir zum Feind. . . Glücklich Bienenvölker!  
 Den Himmel Deiner Freude trübt kein Wölkchen,  
 Und wär' das Menschenvölk so klug wie Du,  
 So ging's vernünftiger auf Erden zu.

Nachdruck verboten.

### Aus der Saison in Wiesbaden.

Wiesbaden, im Juli.

From the frying pan to the fire", sagte mein alter  
 englischer Freund, als ich ihm von unserem Ent-  
 schlusse erzählte, diesen Sommer einmal nicht auf  
 Bleicher und Pirnen zu steigen, sondern sein  
 säuberlich in der Nähe zu bleiben, das heißt,  
 die wunderkräftigen Thermen Wiesbadens aufzu-  
 suchen.

Nachdem wir die verschiedenen Phasen einer Extrazug-Nacht,  
 — und wer in unseren practischen Tagen, da jede Nacht,  
 man am Willet erpart, sich als Reingewinn berechnet, kennt  
 eine solche nicht! — von Berlin nach Frankfurt glücklich über-  
 wunden hatten, nahmen wir im Fluge nur den wahrhaft groß-  
 artigen Prachtbau des neuen Frankfurter Bahnhofes wahr.  
 Gern hätte unser Auge sich noch länger an den gigantisch ge-  
 schweiften Bogen der imposanten Einfahrtshalle erfreut, —  
 denn das laubläufige „mil admirari“ eines Vollblut-Berliners  
 habe ich mir noch immer nicht zu eigen gemacht, — aber die  
 freundlichen Schaffner ergriffen sans façon unser Handgepäck.  
 Aus einer Coupé-Thür wurde es heraus-, in die direct gegen-  
 über stehende hineingeschoben, und als wir mit Berliner Ge-  
 wissenhaftigkeit den Schein für das schwere Kaliber der eigen-  
 lichen Reise-Bagage abgeben, nochmals absteigen und selbst zum  
 Rechten sehen wollten, hieß es: „Nacht nig. Wird schon  
 Alles komme, in Wiesbade werde Sie's sehe.“ und dahin mit  
 uns rollte der Zug.

Wie, unsere gesammte Bade-Garderobe, all' unser fahren-  
 des Hab und Gut draußen zurückgelassen, sollte sich von selbst,  
 ohne Legitimation und Mäßtal unsererseits, wieder einfänden?  
 Das Klang ja märchenhaft harmlos und für Berliner Ohren  
 geradezu unsäglich! Aber, o Wunder! kaum hielt in der recht  
 primitiven Einfahrtshalle des Wiesbadener Taunus-Bahnhofes  
 unser Zug, als auch der mächtige Gepäckwagen abgekoppelt und  
 entleert wurde. Da waren sie ja schon, die beiden schwarzen,  
 lieben Ungethume mit dem weithin leuchtenden gelben Kugel-  
 beschläge, die unser Hab und Gut für die nächsten fünf Wochen  
 umschlossen!

Ah, das war ein Stoffsenzer, als wir nun endlich in den  
 kühlen, eleganten Zimmern unseres neuen Heimes gelandet  
 waren! Wochenlang vorher bestellt, empfingen sie uns behag-  
 lich und traut, — nun konnte man endlich ansathmen, Kohlen-  
 und Kesseltaub gründlich abschütteln, und sich nach dem grau-  
 samen, unaufhörlichen Geräusch der siebzehnhundertjährigen Eisenbahn-  
 Tour wieder als Mensch unter Menschen fühlen.

Wiesbaden ist ein überaus liebliches Fleckchen Erde. Die  
 meisten meiner freundlichen Leser werden es aus eigener An-  
 schauung kennen und keine weltensürmenden Berichte unerhör-  
 ter Abenteuer von hier aus erwarten. Wer kann überhaupt  
 heutzutage, da Entfernungen aufgehört haben zu bestehen und  
 man nach fremden Welttheilen reist, wie ehemals von Berlin  
 nach Grünau, noch etwas absolut Neues bringen wollen, wer  
 einen Gedanken hegen, den „nicht ein Anderer schon zuvor ge-  
 dacht“?

Wie dem auch sei, „die Schönheit liegt im Auge des Be-  
 schauers“, etwas Neues stellt sich wohl Jedem dar, der mit  
 offenem, empfänglichem Sinne Gottes schöne Welt durchstreift  
 und sie froh auf sich wirken läßt, und so soll auch mein Plan-  
 berbericht von hier, enthält er gleich nichts noch ein Tage-  
 wesen, dankbar wiederholen und bezeugen: Wiesbaden ist  
 schön! Es vereint die Reize ungenirten Landlebens, eine Fülle  
 von Grün, lauschige, stille Plätze, mit dem Comfort der Groß-  
 stadt, ihrem frischpulsirenden Leben.

Aber ich bitte Sie, — die Gluth! die Hitz! die Lust!  
 Ja, ja, meine Verehrten, das ist Alles richtig. — Gluth,  
 Hitz und Lust sind einfach Schilderungslos hier, aber ohne diese  
 mächtigen draw-backs wäre Wiesbaden auch geradezu das  
 Ideal, und ein solches, Sie wissen es ja selbst, giebt's nun  
 einmal nicht auf unserer Pilgersfahrt. Etwas zu wünschen soll  
 und muß uns allenthalben übrig bleiben, hier heißt es: „Ab-  
 fühlung, und nochmals und abermals!“ Sonst aber wirklich  
 nichts.

In Wiesbaden selbst kommt man nicht sehr zur Beschauf-  
 lichkeit. „Amüsament“ ist die Lösung Aller, die nicht durch

Mollstahl oder Krücken zur strengsten Beobachtung der Kur ge-  
 zwungen sind. Unter den siebzighundert Fremden, die bis jetzt  
 in diesem Jahre die Wunderquellen hier aufgesucht, sind doch  
 aber, Gottlob! weitaus die Hälfte Angehörige der Kranken,  
 Touristen, Passanten, die kerngesund und froh in diesem Para-  
 diese einige Monate oder Wochen verleben wollen und zu  
 Allem aufgeleitet sind, was die überaus rührige Kur-Direction  
 in stetem Wechsel vornimmt. Die Aufführungen von Herrigs  
 Luther-Festspielen, welche sich einer sehr großen Beliebtheit, be-  
 sonders unter den Einheimischen, erfreuen, wetteifern mit dem  
 geradezu musterhältigen Gesamt-Gastspiele des süddeutschen  
 Hoftheaters, dem sich der große Saal des Kurhauses dreimal  
 die Woche öffnet, um die Gunst des Publicums. Dort erzieht,  
 fast kirchliche Darstellung aus dem Leben des schlichten Wit-  
 tenberger Mönches, dessen Mienenwerk die Welt aus ihren  
 Angeln hob, hier modernste Probleme, Sardou's „Georgette“,  
 Echevarra's packende „Galeotto“, sein noch viel eigenartigeres  
 „Wahnsinnig“, das den Berlinern bislang noch unbekannt, —  
 überall bringt das schöne Wiesbaden viel, das heißt, „Jedem  
 etwas“. Auch des Gartenfestes dieser letzten Tage möchte ich  
 erwähnen, das zuerst den aufstrebenden Luftballon, ohne be-  
 festigte Gondel, dem athemlos zuschauenden Publicum vor-  
 führte. Der Luftkünstler, Herr Lattemann, hing nur mit  
 einer Hand an einem am Ballon befestigten Ringe, auch ein  
 Fuß ruhte in einer unsichtbaren Schlinge, — sonst schwebte er  
 frank und frei hoch über der befalluhelnden Menge. Der  
 Giffelhurm in einem Fünfundzwanzigstel natürlicher Größe  
 zeigte uns dann als Schluß-Effekt ansehnlich die blendende,  
 sprühende, knatternde Seite unseres explosiven Nachbarvolkes;  
 — zum Glücke übertrug kein zündender Funke das verberende  
 Element in die Umgebung, sondern nach kurzer, funkelnder  
 Pracht verank das Blendwerk in sich selbst.

Aber wollen Sie, liebe Leser, heraus aus dem Getümmel,  
 das an einem Wiesbadener Feuerwerks-Abende genau so drän-  
 gend, stöhnend, treibend sich gestaltet, wie bei unseren residenz-  
 lichen Illuminationen, — woja hier als Plus noch das wahr-  
 haft babylonische Sprachengewirr sich gefüllt, — so weiß ich  
 nichts Entzückenderes, als die idyllischen Spaziergänge durch  
 die ganz neuen Anlagen bis hin zur Dietenmühle. Rechts ist  
 dieses Jahr ein mächtiger lawn-tennis-Platz, sowie ein großer  
 Raum für Old-Englands unsterbliches Croquet entstanden,  
 links wogen sich auf stillem Weiher Schwäne, — überall tiefes  
 Grün in märchenhafter Fülle und Raumerschwendung, sum-  
 demweit sich erstreckend.

Der Aufschwung, den Wiesbaden in den letzten zwanzig  
 Jahren genommen, ist geradezu erstaunlich. 1869 zählte der  
 Ort gegen dreißighundert Einwohner, jetzt hat ihre Zahl sich  
 verdoppelt. Seit das Spiel verboten, worüber zunächst  
 die Alt-Nassauer sehr entrüstet gewesen sein sollen, hat sich  
 die Gesellschaft hier total umgestaltet. Alle zweifelhaften  
 Existenzen sind ängstlich ausgemergelt, die herrlichen Kur-  
 Anlagen sind geliebt und wachsen alljährlich an Ausdeh-  
 nung und schattigem Grün, aber in ihnen promenirt nicht  
 mehr das Talmi-Gold von früher. Wiesbaden heißt auch  
 „Pensionopolis“, — so viele von Sr. Majestät getreuesten  
 Unterthanen und Kämpfern haben sich aus allen Gauen des  
 deutschen Vaterlandes hier zu dauerndem Wohnen niederge-  
 lassen. Alljährlich entstehen ganze Straßenzüge, sei es in dem  
 exklusiv vornehmen Fremdenviertel der Park-, Garten- und  
 anderen Villenstraßen, sei es über dem Nerothal, zu Seiten  
 der weithin leuchtenden Langenbeck'schen Villa, oder ganz ent-  
 gegengesetzt in der Gegend der Zukunft, die Viebrich mit Wies-  
 baden vereinen wird durch die breite, schattige Noth-Allee.  
 Ueberall frisches Leben, rühriges Bauen, hohe und Mittel-  
 preise. Wer die Nähe des Suchens nicht scheut, findet hier,  
 was er braucht, vor Allem jenes wahrhaft prästädtische sans  
 gêne, das uns modernen Menschen nun einmal zum Bedürfnis  
 geworden.

Daß der vielgerühmte Professor Wegger aus Amster-  
 dam ebenfalls hierher übergesiedelt und ihm Scharen der  
 Massage-Bedürftigen folgen, erwähne ich nur kurz. Sein  
 Muster-Sanatorium in der Frankfurter Straße ist zunächst  
 noch im Entstehen, vorläufig hat ihm die Stadt ein schönes,  
 geräumiges Haus in der Rheinstraße zur Verfügung gestellt,  
 wohin auch im Frühjahr Ihre Majestät die Kaiserin von  
 Oesterreich regelmäßig zum Massiren kam. Da, wie man ver-  
 sichert, die erste Consultation mit fünfzig Mark, und jede fol-  
 gende mit zwanzig honorirt wird, ist diese neueste Acquisition  
 der Stadt wohl vorzugsweise für gekrönte Häupter oder Mil-  
 lionsenfürsten bestimmt. Für die Gesundheit der ungezählten  
 Scharen minder Begünstigter sorgen außerdem gegen hundert-  
 unddreißig andere Aerzte und Capacitäten durch alle mir den-  
 kbaren Methoden. Auf Schritt und Tritt lugen lauschige Pen-  
 sionen aus dem Grün hervor und bewillkommen den Kur-  
 gast Sommer und Winter. Denn in der That, sehr zum  
 Unterschiede von allen anderen deutschen und böhmischen Bädern,  
 suchen Hunderte des milden Klimas wegen Wiesbaden im  
 Winter auf. Seine wunderkräftigen Thermen, deren Ent-  
 deckung nachweislich bis in die graue Vorzeit der Römer zu-  
 rückdatirt, machen es für alle Zeit zur unbestrittenen Königin  
 der Taunusbäder.

Constance Baronesse von Gaudy.



Nachdruck verboten.

Wiener Wäscherinnen. Von W. Gause. Siehe das Bild,  
 Seite 141. — Die Wiener Wäscherin genießt eines ähnlichen  
 Rufes, wie die Wiener Flakelstücker, sie sind fleißig, und in ihrer  
 Art eine Spezialität der schönen Donaufstadt. Elegant dancifert und  
 den hübschen Fuß nicht durch einen zu langen Rock unsichtbar ge-  
 macht, mit gut stehender Taille, die Haare unter einem tolett ge-  
 knüpften Kopftuche verflocht, so sieht man sie häufig in den Stra-  
 ßen Wiens die blendend weiße Wäsche den Kunden in's Haus  
 tragen. Immer heiteren Sinnes und lech mit dem Runde, ver-  
 dankt der unwienerische Dialect ihnen einen ganzen Schatz von  
 heiteren und charakteristischen Worten. W. Gause, der ausgezeich-  
 nete Wiener Künstler, hat diese berühmten Wiener Wäscherinnen  
 da aufgesucht, wo sie bisher am wenigsten bekannt waren, mitten  
 in ihrem Berufe, bei ihrer eigentlichen Arbeit. Das Bild zeigt,  
 daß sie tüchtig und rüstig zu schaffen wissen, und daß auch bei  
 der Arbeit ihr Mund nicht gern still steht. Ganz so tolett und  
 adrett wie bei dem Austragen der Wäsche sehen sie freilich nicht  
 aus, wenn sie am Waschkaffe stehen und spülen oder Wäsche auf-

hängen. Und ebenso zeigt uns Gause's Bild, daß auch Wiener  
 Wäscherinnen nicht ewig jung und fleißig bleiben können. Zwei  
 von seinen fleißigen Frauen und Mädchen mahnen stark an die  
 Vergänglichkeit alles Irdischen; sie könnten ebenso gut in Berlin  
 am Waschkaffe stehen, ohne von den Berliner Waschkaffen, die  
 zwar auch gut waschen, aber von denen in der Allgemeinheit  
 noch Niemand behauptet hat, daß sie fleißig wären, merklich  
 abzukochen. Aber die berühmten Wiener Wäscherin-Madel-Pälle wer-  
 den diese beiden alten Damen auch wohl kaum noch besuchen —  
 sie könnten den Ruf derselben ernstlich in Gefahr bringen.



Nachdruck verboten.

Grosche Wäsche. — Mein herzliebes Mütterchen!

Endlich komme ich einmal wieder zu Dir, und dem neulichen  
 flüchtigen Grusse soll heute ein langer, ausführlicher Besuch  
 folgen, denn „die große Wäsche“ ist vorüber und Ruhe herrscht  
 wieder in meinem kleinen Reiche. Weißt Du wohl, daß ich es  
 in diesen Tagen gar nicht so leicht fand, „auf eigenen Füßen“ zu  
 stehen, daß mein Auge recht oft fragend in das Deine zu blicken  
 verlangte, daß, — mit einem Worte, — Du mir sehr fehltest,  
 mein treues, bestes Mütterchen? Fast scheint es, als ob auch  
 die Männer das besagte Wasche als etwas Schweres empfänden,  
 denn als am Sonnabend Freund G. zu uns kam, um uns für  
 Mittwoch, — es war mein zweiter Waschtage, — zu einer kleinen  
 Gesellschaft einzuladen, und mein Mann etwas zögernd sagte:  
 „Ja, ich weiß nicht. . . wir haben Wäsche. . .“ (Denke Dir,  
 er sagte „wir“!) antwortete G. sofort: „Oh, Sie Kermtier, da  
 condolire ich aufrichtig, das sind für uns Ehemänner schreckliche  
 Tage!“ So etwas soll der Meiner nicht sagen können, — wir  
 nahmen an und gingen hin. Aber wohin komme ich mit meinem  
 Geplauder! — Weit ab von dem Ernst der Sache, von der ich berichten  
 wollte, also revenons à nos moutons, — passe wohl auf, mein  
 Mütterchen, höre, was ich Dir erzähle, und wenn ich es doch hier  
 oder da falsch anfang, so sage es mir, ich mache es dann ein  
 zweites Mal schon besser.

Mit Schrecken also gewahrte ich, wie die Schätze meines Lei-  
 nenschranks, namentlich das Tischzeug, abnahmen, und so bestellte  
 ich mir, — das muß man in einer großen Stadt und einer  
 Miethswohnung immer thun, — auf Wochen voraus Waschkaff,  
 Boden und zwei Waschkaffen, die mir empfohlen waren, und  
 die Dienstag und Mittwoch kommen sollten. Am Montag früh  
 besorgte ich das Sortiren der gebrauchten Wäsche, zählte und  
 notirte die einzelnen Posten auf meiner hübschen neuen Tafel und  
 langte sechs Stück meiner guten trockenen Oberschälseife hervor;  
 dies schien mir für die achtwöchentliche Wäsche meines kleinen  
 Hausstandes genügend, ich mußte aber über mich selbst lachen, als  
 ich sie, — ganz wie Du! — sorgsam abtante, um die Abfälle mit  
 zwei weiteren Stücken zur Schälseife zu verwenden. Auch Fied-  
 wasser brühte ich mir von 125 Gramm Potasche, drei Liter  
 Wasser und ebenso viel Chlor selbst auf, ließ die Masse sich  
 gut seihen und goß sie dann durch ein altes Tuch. Hier nennen  
 sie dasselbe Wasser „Eau de Javelle“, und man muß es theuer  
 bezahlen! Ich konnte ohne dasselbe nicht gut fertig werden, denn  
 in einer Menge Servietten waren greuliche Weinflecken, die nun  
 aber glücklich verschwunden sind, nachdem ich sie nach dem  
 ersten Waschen ordentlich damit einrieb und die Stücke sofort zum  
 Kochen in den Kessel warf. Die Mädchen mischten Holz und Kohlen  
 in den Kessel tragen, das Waschgefäß zurechtstellen, tüchtig aus-  
 spülen, auf dem Boden die Keinen ziehen, und als unser Nach-  
 mittags-Kaffee auf den Tisch kam, war Alles fertig und in schön-  
 stens Ordnung. Da plötzlich trat, ziemlich erregt, das Hausmädchen  
 mit der Meldung in's Zimmer: „Es bringt Einer eine Wasch-  
 maschine, gnädige Frau!“ — „Eine Waschmaschine? das ist falsch,  
 wir haben keine bestellt.“ Ich sagte das ganz entschieden. „Was  
 gut sein, Kind, es ist schon recht, ich wollte nicht, daß mein kleines  
 Fräulein sich unnöthig quäle. . . eine Aufmerksamkeit von mir!“  
 Mein Gott, diese Männer! Was das nicht der Reuter'sche Kutscher-  
 dock in veränderter Gestalt! Alles war so hübsch altmüthig ein-  
 gerichtet, die Frauen bestellt, und nun, im letzten Moment, diese  
 Maschine, die ich nicht kannte! Es war eine nach Neuburg'schem  
 Systeme, ein vierediger Kasten mit daran angebrachter Bring-  
 Maschine. Ich schäme mich, es Dir zu gestehen, aber ich war  
 in diesem Augenblicke recht undankbar, mein liebes Mütterchen,  
 die mißtrauischen Mienen der Mädchen, das enttäuschte Gesicht  
 meines Mannes, der mich zu erfreuen gedacht hatte, meine eigene  
 Verlegenheit, — was sollte ich thun? — Auf Opposition mußte ich  
 gefaßt sein, aber der Versuch sollte gemacht werden, das stand fest.  
 Ich las mir also die Gebrauchsanweisung in Ruhe durch (sie war  
 vielversprechend) überlegte mir die Sache und traf meine Anord-  
 nungen so, daß ich ein Drittel der gesammten Wäsche für die  
 Frauen bestimmte, mit dem sie am Morgen beginnen sollten, zwei  
 Drittel, — darunter die schmutzigsten Stücke, — für die Maschine,  
 deren Einweihung ich am Nachmittage selbst bewohnen wollte.  
 Ich hatte dies Alles mit möglichster Ruhe angegehen, im Grunde  
 aber war mir gar nicht ruhig zu Muth, und um meinen sonst  
 so gefunden Schlaf war es geschehen. Am Morgen vor fünf Uhr  
 war ich lange wach, um sechs hörte ich „tapp, tapp“ die ge-  
 fürchteten Waschkaffen die Dintertreppe heraufkommen, dann gab  
 es in der Küche ein Tassengeklapper (wir hatten eine Riesportion  
 Kaffee mit dem nöthigen Feigenzusatz vorgeesehen), ein Durchein-  
 anderreden und Gelächter. Ob sie mich wohl mit meiner Wasch-  
 maschine auslachten? Mein Gott, welche Angst hatte ich! — Es  
 ging aber besser, als ich dachte; ich besorgte die Küche selbst,  
 denn die Köchin wusch mit. Um vier Uhr bekam ich die Mel-  
 dung, daß das Tages-Pensum fertig sei, und es wurde gefragt,  
 ob gleich gespült werden solle? Jawohl. Gegen sieben Uhr hing  
 die Wäsche auf dem Boden, und es war gerade noch Zeit genug,  
 den zurückgebliebenen Theil anzufeuern und, (anwärm eingeweicht,  
 in die Maschine zu packen, in der er die Nacht über stehen blieb,  
 Am nächsten Morgen ging ich selbst in den Keller, ließ die Stücke  
 herausnehmen, auswringen und aufschütteln. Nun gossen wir  
 nach Vorschrift die Maschine halb voll mit kochendem Seifenwasser,  
 thaten zwei Wäschestücke hinein, strenten eine kleine Hand voll  
 „Sägesseife“ (ganz fein geschmittene Seife) darüber, und fuhren fort,  
 den Bottich zu füllen, wozu etwa acht Hemden oder vier Faken  
 gehörten. Jetzt wurde die Maschine fünf Minuten in Bewegung ge-  
 setzt, dann zogen wir die Wäschestücke heraus, ließen sie durch die  
 Weingmaschine gehen, gaben in das noch sehr heiße Wasser eine  
 zweite Portion, — bei der dritten Füllung gossen wir kochendes  
 Wasser zu, — erneuten es dann ganz, und fuhren so fort, bis eine  
 ausreichende Menge gewaschen war, um in den großen Kessel ge-  
 than zu werden.

Mit kaltem Wasser, Lauge (oder Soda) und Seife auf's Feuer gebracht, kochte sie eine halbe Stunde, dann zogen wir sie heraus und gestanden und einstimmig, daß an dem klaren guten Aussehen nichts zu tadeln sei. Allerdings fanden sich bei genauer Befichtigung hier und da noch gelbliche Streifen, aber ein einmaliges Durchwaschen in der Dampfgewölbe, sie verschwanden zu lassen; eine Maschine hat eben keinen Verstand! Ein zweites Mal steckten wir die Wäsche mit reinem Wasser und etwas Seife in den Kessel, und nach halbstündigem Kochen war die Arbeit vollendet. Es blieb eine sehr wesentliche Zeit- und Mühe-Ersparniß, das gaben selbst die Waschfrauen zu, die ein doppeltes Pensum in viel kürzerer Zeit als am ersten Tage beendeten. Inzwischen war die Wäsche, welche wir am Dienstag nach dem Boden gebracht hatten, schon getrocknet; ich ließ sie abnehmen, und gleich am nächsten Morgen ging es an's Legen. „Nimmer hübsch Saum auf Saum, und die Kanten ausziehen!“ Ich hörte es im Geiste mein Mütterchen sagen und gab mir alle Mühe, es gut zu machen; ja, es war ein Vergnügen, zu Zweien die großen Stücke zu reden, und sich nicht umtreiben zu lassen bei einem unerwarteten Nade. So neue Wäsche ist wohl hübsch, aber alte? O weh, die bösen Oberhemden, da merkte man, daß keine Frau dagesehen, sie in Ordnung zu halten! Ich mußte mich über sie und die Taschentücher meines Mannes gründlich erbarmen, die Ersten vor dem Plätten, die Letzteren vor dem Legen stopfen. Aber Vergnügen hatte ich auch dabei; wie viele Risse ließen sich mit ganz feiner



Moderner deutscher Gobelins für eine Stuhllehne.

Nadel und Fäden fast unsichtbar machen, wie viele ausgegriffene Knöpfe wurden, auf kleine Band-Unterlage gesetzt, wieder ordentlich angenäht, und nun erst die durchgestoßenen Manschetten, deren Kanten ausgefranst waren! Gut, daß ich das schöne feine Batistband besaß und sie damit einfassen konnte, sie belohnten meine Mühe durch ein ganz neues Aussehen. Schließlich kam gar mein Mann, „um nach dem Rechten zu sehen“, machte ein verständnisvolles Gesicht, sah mich mit feinen guten Augen an und sagte etwas von dem Glücke, eine ordentliche kleine Frau zu besitzen. War das nicht hübsch? O, ich bin so glücklich, mein Mütterchen, die Wäsche ist wirklich gar nicht so schlimm wie man immer denkt! Zuletzt kam nun noch der große Plätt-Tag, an dem ich tüchtig mithalf, aber das Beste war doch der Abschluß, das Wegpacken meiner schönen Sachen. Wenn ich Dir nur wenigstens einmal meinen Wäschehaufen zeigen könnte, er sieht so hübsch aus! Auf dem obersten Fache liegt die Leibwäsche, alles zu Duzenden mit seidenen gestickten Bändern, den Liebesgaben meiner Freundinnen, gebunden, dann kommt das Tischzeug, jedes Tuch mit den dazu gehörenden Servietten, das Bettzeug, zwei vollkommene Bezüge zusammengelegt, damit ich sie bequem herausnehmen kann, endlich das Küchzeug. . . . Doch, was erzähle ich Dir dies Alles, weißt Du ja am besten, wen sich Deine Tochter zum Vorbilde nahm! Und zum Schlusse bekomme ich fast Gewissensbisse; wird meine ausführliche Schreiberei Dich nicht ermüden? Aber nein, nicht wahr? Ruht Du doch wissen, wie es bei mir zugeht, und eine erste große Wäsche ist immerhin etwas Wichtiges für eine junge Frau; wenn ich also etwas verfaß, dann sagst Du es mir! Ich verspreche Dir auch in meinem nächsten Briefe weniger lang und weniger profanisch zu sein; diesmal ging es beim besten Willen nicht anders, und nun leb' wohl, mein liebes Herzensmütterchen, und sei gegrüßt von Deiner dankbaren Tochter Elisabeth.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich gedruckt sind.

**Moderner Gobelins. I.** — Die Münchener Kunstgewerbe-Ausstellung des Jahres 1888 vermochte zwar von Dem, was auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes in Norddeutschland geleistet wird, auch nicht annähernd ein richtiges und vollständiges Bild zu geben, wohl aber brachte sie manche Ueberraschungen für fernere Stehende. So zeigte sie vor Allem, welche lebhaften Anstrengungen in den staatlichen Central-Anstalten der Reichshauptstadt gemacht werden, um dem Handwerke neue Felder zu erschließen, und ihm als führende Institute die Wege zu weisen. Den glänzendsten Erfolg errang hier die königliche Porzellan-Manufactur; nicht minder vornehm und lehrreich hatte das königliche Kunstgewerbe-Museum ausgestellt.

In die Ausstellung des Letzteren waren auch einige Objecte aufgenommen, welche nur in sehr losem Zusammenhange mit dem Museum standen, sei es, daß der betreffende Verfertiger Lehrer oder Schüler der Anstalt war, oder daß das Museum den Fabrikanten mit Rath und That zur Seite gestanden. Zu diesen Stücken gehörten zwei wenig beachtete und doch höchst beachtenswerthe Arbeiten: zwei Füllungen in der sogenannten „Gobelins“-richtiger Wirk-Technik, der Firma Ziesch und Co. in Berlin. Die eine der beiden Arbeiten, die Füllung für einen Pilaster, giebt unsere Abbildung wieder: ein läppiges Gebänge aus Früchten, durch Bänder vor einer Löwentralle herabhängend. Als Vorbild hat dazu eine norditalienische Malerei gedient, von welcher eine getreue Copie im königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin sich befindet. War somit die Erfindung des Musters nicht Eigenthum des Fabrikanten, so gehörte ihm alles Uebrige voll und ganz.



Moderner deutscher Gobelins für einen Pilaster.

Die Ausführung war vorzüglich, die Farben waren geschickt gewählt, eher zu viel als nötig, und zum Schlusse: das Ganze war auf eigene Rechnung, ohne jede materielle Unterstützung von irgend welcher Seite, ausgeführt.

Es liegt auf der Hand, daß Arbeiten dieser Art nicht im ersten Anlaufe herzustellen sind, daß vielfach langwierige und kostspielige Versuche voranzugehen mußten, um eine Arbeit zu Stande zu bringen, mit der man ein junges Unternehmen auf einer großen Ausstellung einführen will. Es verdienen gleichmäßig die Rühmlichkeit eines solchen Unternehmers, wie die trefflich ausgefallene erste Leistung allgemeine Anerkennung. Damit hat unsere vaterländische Kunst einen neuen Zweig getrieben, welcher früher einmal hier und da geblüht und Früchte getragen hat, dann aber verdorrt ist. Denn in Deutschland konnte, wie anderwärts in früheren Zeiten, die Kunst der Teppichwirkerei auch nur blühen, erwarnt von den Strahlen fürstlicher Gunst; mit dem Sinken des Interesses an dieser Kunst, bisweilen mit dem Tode eines einzelnen Mannes, nahmen die betreffenden Werkstätten oft ein schnelles Ende. Nur in Frankreich, wo in der großartigen National-Werkstätte der Gobelins die Kunst der Wirkerei, der „Gobelins-Technik“, ihre schön-

sten Blüten entfaltete, wo sie zu einer Höhe geführt ist, daß die gewirkten Wandteppiche mit der Malerei es aufnehmen konnten, da hat diese Kunst alle Regierungsformen: Königthum, Kaiserreich, Republik, Communismus überdauert, weil jede Regierung die Bedeutung dieser Werkstätte wohl erkannte und in ihren Leistungen einen Triumph nationaler Kunst sah, den kein Volk der Erde Frankreich streitig machen werde und könne. Denn auf diesem Gebiete mit Frankreich in Wettkampf treten zu können, ist keine Nation im Stande; ganz abgesehen von den Mitteln, die den „Gobelins“ zu Gebote stehen, haben wir es hier mit einer Kunst zu thun, welche auf Jahrhunderte langer Tradition beruht, die gewissermaßen vererbt wird und eine ganz erstaunliche Schulung erfordert.

Um so freudiger ist es daher zu begrüßen, wenn eine einzelne Firma es wagt, auf eigene Faust, ohne öffentliche Unterstützung, nicht den Wettbewerbs mit der französischen Staats-Manufactur aufzunehmen, wohl aber, ähnliche Wege zu betreten. Was das heißt, kann man nur verstehen, wenn man die Technik dieser Teppichwirkerei kennt. Im Grunde ist es die einfachste und daher aller Wahrscheinlichkeit nach älteste Art, ein Gewebe herzustellen. Auf die senkrecht stehende Kette, — auf die Unterschiede von Hoch- und Flachkette hier eingehen, würde zu weit führen; die Wirkereien von Fiesch sind auf der Hochkette ausgeführt, — wird das Muster mit Punkten übertragen und darauf werden die verschiedenen Farben mit kleinen Haken aus freier Hand eingezogen. Der Arbeiter hat dabei die Rückseite des Gewebes vor



Moderner deutscher Gobelins für einen Stuhlfig.

sich, er muß daher, um sich von der Wirkung seiner Arbeit zu überzeugen, die Sache im Spiegel betrachten. Es ist also eigentlich ein „Malen mit der Nadel“, da alle Fäden da, wo ihre Verwendung aufhört, weggeschnitten werden. Kein zweites Verfahren ist denn auch so geeignet, vollständige Kunstwerke hervorzubringen; von der größeren oder geringeren Geschicklichkeit des Künstlers und der Verwendung möglichst reicher Farbtöne hängt es dann ab, diese Wirkereien dem eigentlichen Gemälde immer mehr zu nähern. Wir sprachen von „Künstlern“, denn nur solche sind in der Lage, Arbeiten auszuführen, welche die „Gobelins“ mit Stolz als ihre Erzeugnisse rühmen; und an Nuancen einzelner Farben wird in der Manufaktur geradezu Erstaunliches geleistet, sie werden hergestellt, auch wenn man nur zehn Centimeter Wolle in dieser Färbung bedürfte.

Man geht eben geradezu in den Gobelins darauf aus, gewirkte Bilder herzustellen, und so lange dies Bestreben zu den höchsten Leistungen anspornt, so lange es möglich ist, in dieser Technik wirklich vollständige Kunstwerke zu erzeugen, so lange kann man gegen ein derartiges Bestreben nichts einwenden. Daß ein solcher Wandteppich niemals ein Gemälde an Tiefe und Leuchtkraft der Farbe erreichen kann, liegt auf der Hand, und dies ist der wunde Punkt der ganzen Kunst.

Neuerdings ist man daher wieder darauf gekommen, solche Bilder von decorativer Wirkung, — es sei nur an die herrlichen Gobelins im Buffet der Großen Oper zu Paris erinnert, — herzustellen, und hier wird immer der Schwerpunkt der Kunst liegen müssen, zumal dann, wenn ein Atelier, wie das junge Berliner, darauf sehen muß, die Sachen abzufeilen.

Mit richtigem Verständnisse ist daher die Berliner Firma der Sache nahe getreten: dabei waren ganz unerwartete, fast ungläubliche Schwierigkeiten zu überwinden. Schon die Beschaffung der Wolle bot ungeahnte Hindernisse; sodann die Färbung derselben, namentlich der kleineren Posten. Endlich die Technik selbst, zumal der Versuch der „Gobelins“ noch lange keine Gewähr für das einfache „Nachmachen“ ist. Am schwierigsten war es natürlich, Leute zu finden, welche neben der nöthigen Intelligenz auch die Lust zu dieser Arbeit besaßen und nicht verloren, welche Anfangs eitel Mühe und Noth ohne Früchte und greifbare Resultate bot. A. Pabst.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Häkelmuster.** — Kann mir Jemand ein Geschäft angeben, welches Häkelmuster gut bezahlt? Im Voraus besten Dank. S. v. B.

**Windbeutel.** — Ich bitte um Angabe eines Rezeptes zu Windbeuteln, nebst der zur Füllung derselben gehörenden Creme. Frau F. R. in Sp.

**Antworten.**

**Eisenflecke (136).** — Um Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen, feuchtet man etwas Bittersalz mit einigen Tropfen Wasser an, bedeckt die Flecke damit und läßt die Wäsche einige Minuten liegen; sodann reibt man sie durch und wiederholt dasselbe Verfahren noch einmal. Hierauf nimmt man ein mit kochendem Wasser gefülltes und solchergestalt erhitztes Zinngefäß, setzt es auf die Flecke, läßt es einige Minuten auf denselben stehen und wäscht die Stücke alsdann in weichem Wasser aus. Sind die Flecke sehr alt, so muß das Verfahren bisweilen wiederholt werden, um einen vollen Erfolg zu erzielen. Martha von P. in W.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.